

4062



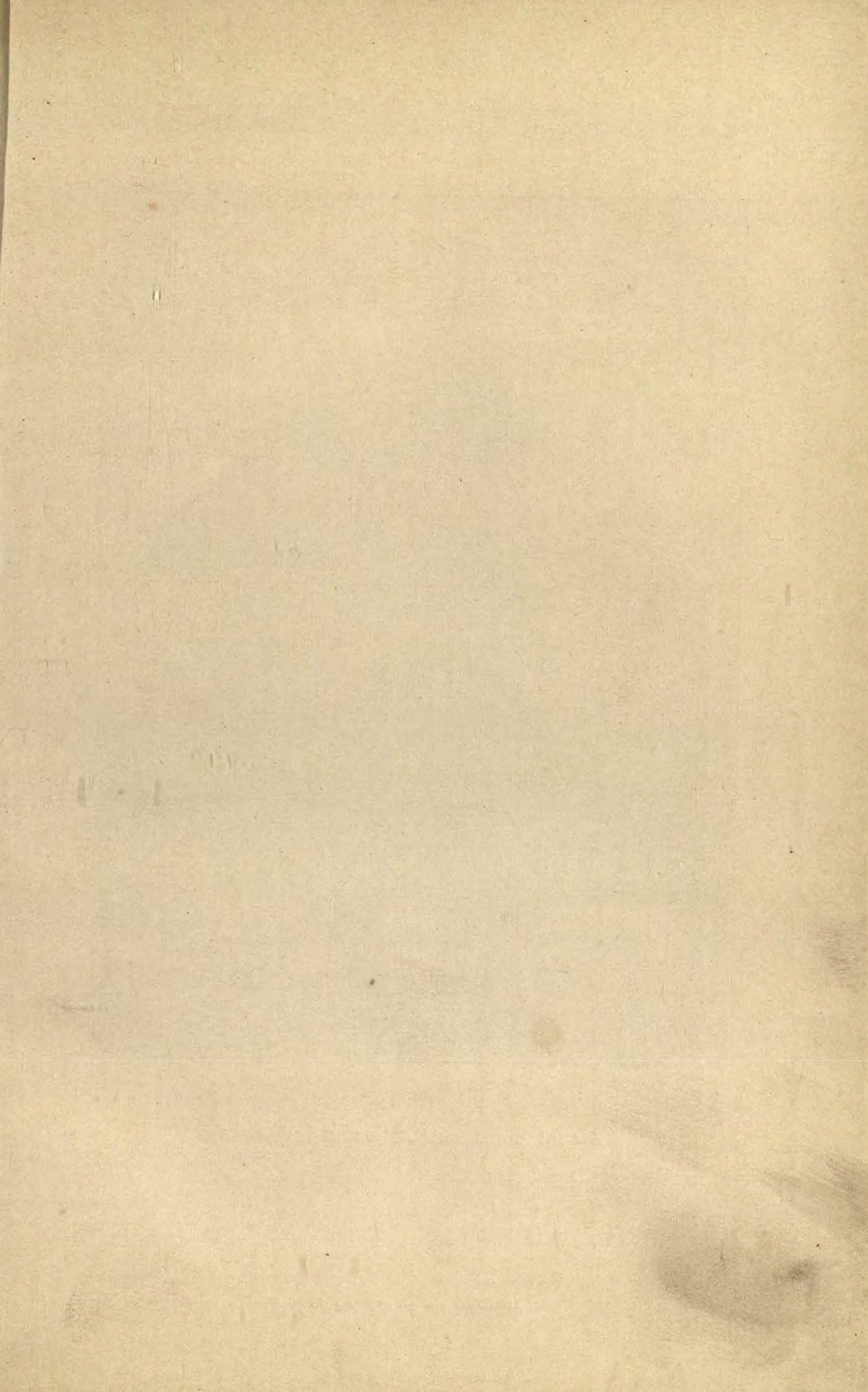
P. Wpman
Buchbinderei
Schweidnitz

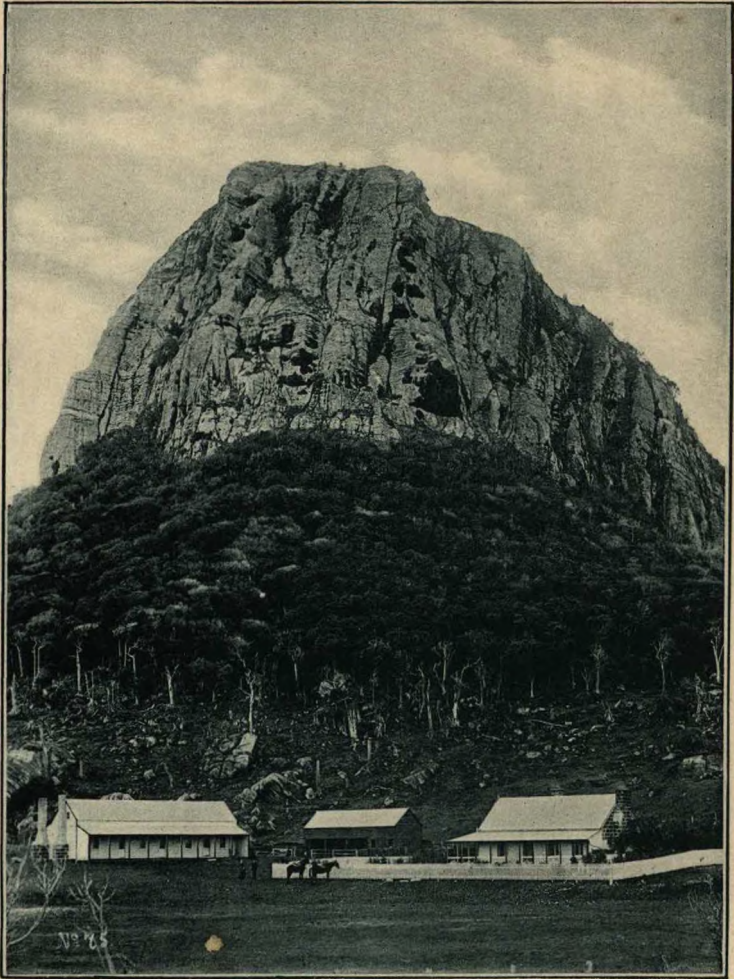


Abteilung Schweidnitz
der Deutschen Kolonial-Gesellschaft

K

Mehr als fünfzig Jahre
auf
Chatham Island.





Mount Engst mit Station und Wohnhaus

Mehr als fünfzig Jahre auf Chatham Island.

Kulturgeschichtliche und biographische Schilderungen

in

Bearbeitungen und Auszügen aus den Briefen
eines Deutschen

unter Heranziehung einiger anderer Quellen
herausgegeben

von

Dr. Bruno Weiß.

Berlin.

Deutscher Kolonial-Verlag (G. Meinecke).

1901.

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5164750

Wieder als fünftes Jahrgang
1897
Veröffentlichung

Veröffentlichung des geographischen Instituts



4062

Veröffentlichung des geographischen Instituts

NH-63013/TMK

Inhaltsangabe.

	Seite
Einleitung	5
1. Die Entdeckung der Insel	7
2. Die Beschaffenheit der Insel	13
3. Die Bevölkerung und deren Sitten	16
4. Einwanderung der Maoris	20
5. Weitere Geschichte. Unterjochung der Maoris. Menschen- fresserei	22
6. Fortsetzung der Geschichte	26
7. Schilderung des Lebens der Maoris, aus J. G. Engsts eigener Anschauung	28
8. Die Missionsbestrebungen auf Chatham Island vor Engsts Eintreffen. (Zur Orientierung über Gofners Mission).	30
9. Engsts Selbstbiographie	34
10. Die Reise von Bremerhaven nach Chatham Island	42
11. Erste Eindrücke. Einwirken auf die Wilden	44
12. Die Eheschließung von drei Brüdern. Das häusliche Leben	51
13. Gesteigerte Lebensbedürfnisse	53
14. Verfall im Gefolge der Kultur und des gesteigerten Verkehrs. (Die Gouverneure)	56
15. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Insel und ihre Ein- wohner	64
16. Geographische und ethnographische Forschungen nach Engst	70
17. Engst und die Mission	73
18. Aphorismen über Engsts Religions- und Weltanschauung	78
19. Engsts und seiner Freunde Art, den Junftmissionären gegen- über zu treten	82
20. Ueber die Gründe, weshalb Br. Engst und seine Freunde mit der Gofnerschen Mission zerfielen	89
Schlußbetrachtung	98





Einleitung.

Wenn man von Kap Balliser (N. Seeland, Cook-Strasse) etwa 365 Seemeilen südöstlich segelt, gelangt man nach Chatham Island.*) So fern uns die Insel auch liegt, ist sie uns besonders darum interessant, weil ihre Erschließung der jüngsten Vergangenheit angehört, und der rasch vollzogene Uebergang aus dem Zustande der rohesten Wildheit bis zur werdenden Kultur uns hier noch von Augenzeugen berichtet wird.

Unweit der Küste gewahren wir eine freundliche, aus zwei Häusern bestehende Farm, Maunganui geheissen. Die zu derselben gehörigen Gärten sind von wohlerhaltenen Zäunen eingezogen und durch einen Flor von Blumen, vor allem durch die blaue Chatham-Lilie geschmückt. Unmittelbar hinter der Besitzung erhebt sich der nach der Seeseite zu ziemlich steile Mt. Engst, zur Hälfte mit Wald bewachsen, zur Hälfte aus kahlen, nur leicht mit Silbermoosen bedeckten Felsen bestehend. Der Berg hat seinen Namen von dem gegenwärtigen Besitzer der Farm.

Treten wir in das größere der beiden Häuser ein, in welchem uns ein freundliches, von einem behaglichen Kaminfeuer durchwärmtes Zimmer aufnimmt, so erkennen wir trotz

*) Wo wir in der Einzahl reden, ist selbstverständlich die Hauptinsel der Gruppe gemeint (Chatham Island oder Warekauri s. S. 14).

aller Einfachheit, ja Dürftigkeit, daß hier ein ordnender Geist waltet. Ein paar alte Möbel, eine kleine, auf einem Bücherbrett wohl aufgestellte Bibliothek, vor allem eine Bibel und geistliche Bücher, welche die Spuren ihres Gebrauches an sich tragen, bilden den ganzen ärmlichen Hausrat.

Aber das ist es auch nicht, was unsern Blick fesselt, sondern die ehrwürdige Gestalt des greisen Bewohners, eines 81 jährigen Mannes, auf dessen langen, silberweißen Bart das Kaminfeuer seinen leuchtenden Schein wirft, aus dessen lebhaften und klugen Augen jedoch ein höheres, ein lebendiges Feuer sprüht. Fast erinnert er uns an die Gestalt eines alten Apostels. J. G. Engst, der frühere Missionär, ist auf der Insel allgemein bekannt und geehrt.

Wer ihm naht, kann sich dem Eindruck seiner originellen Persönlichkeit nicht entziehen. Er spricht lebhaft und gern und giebt auf jede Frage offen Auskunft, denn er hat nichts zu verheimlichen. Sein Inneres ist abgeklärt und ebenso fern der Leidenschaft als der Hoffart. Oft sind seine Reden von köstlichem Humor gewürzt, reich freilich auch an manchem derben, kräftigen Scheltworte, womit er die Unehrllichkeit und überhaupt alles verurteilt, was nicht mit seinen sittlichen Anschauungen übereinstimmt. Er ist ein Bibelfenner wie wenige, und Bibelstellen zum Belege seiner sittlichen Forderungen sind ihm in erstaunlicher Weise gegenwärtig.

Vor allen Dingen interessant sind seine Schilderungen über die Kulturzustände und die Entwicklung des socialen und religiösen Lebens auf Chatham Island. Er schildert als ein mit seiner Beobachtungsgabe ausgerüsteter Augenzeuge, oder als Berichterstatter, der das Gehörte vorsichtig prüft.

Als der Direktor des Bremischen Museums, Herr Professor Dr. Schauinsland, auf einer größeren Forschungsreise, auf welcher ihn seine Gemahlin begleitete, im Jahre 1897 bei Bruder Engst wiederholt eintrat, nahmen die beiden Reisenden aus der oft stundenlang mit dem Greise geführten Unterhaltung sofort wahr, daß man es hier nicht nur mit

einer sehr fesselnden Persönlichkeit, sondern auch einer Art von lebender Chronik für die Geschichte der Chathaminsel zu thun habe. Auf Bitten der Bremer Gäste richtete nun geraume Zeit nachher Engst eine Reihe sehr umfangreicher Briefe nach Bremen an Herrn Prof. Schauinsland, später auch einige an den Schreiber dieser Zeilen.

Die Briefe sind mit zierlicher, feiner und fester Hand geschrieben, doch tragen sie insofern die Spuren des Alters, als abgesehen von Wiederholungen und großer Breite, das Material sehr durcheinandergeworfen ist. Wir werden zum großen Teil Engst selbst in der ihm eignen, wenn auch manchmal nicht ganz glatten, aber darum originellen Sprechweise reden lassen, teils nur kurze Auszüge aus den Briefen, oder nur allgemein den Inhalt derselben wiedergeben, hier und da auch selbständige Einschaltungen machen, für welche anderweitiges Material herangezogen worden ist. Wir haben uns bemüht, die Engstschen Aufzeichnungen, welche Erlebtes und Ueberliefertes schildern, chronologisch zu ordnen.

I. Die Entdeckung der Insel.

Vorgeschichte.*) Neuseeland ist gewissermaßen als das Mutterland der Chathaminselgruppe zu betrachten. Neuseeland, 1642 entdeckt, 1769 von Cook näher erforscht, blieb für Europa noch lange Zeit terra incognita.**)

Die ersten Versuche, Neuseeland zu kolonisieren, welche die Engländer 1825 machten, blieben ohne Erfolg. Erst die bedeutenden Länderaukäufe, welche 1840 von der New Zealand-Company gemacht wurden, lenkten die Einwanderung dorthin. Die britische Krone ergriff 1840 förmlich Besitz von Neuseeland. Der Gouverneur von Neuseeland

*) Einschaltung des Herausgebers.

**) Vergl. Heinr. Meidinger: Die brit. Kolon. in Australien 1860; Carl Ritter, die Kolonisation von Neuseeland 1842; Moritz Schanz, Australien und die Südsee 1901.

blieb dem Generalgouverneur von Sidney unterstellt. Wichtig wurde das Jahr 1853, welches den Inseln auch ein neben dem Gouverneur stehendes Parlament gab.

Von Neuseeland aus wurde Chatham Island erschlossen. Jahrtausende lang hatte die Insel samt ihren Schwesterinseln am Busen des stillen Oceans schlummernd geruht, wie ein Naturkind, umschwärmt von einer Unzahl von furchtlosen Strandvögeln, die sich am Ufer ihre Höhlen und Nester bauten. Aber mit der natürlichen Harmlosigkeit und Unschuld verband sich andrerseits die natürliche Wildheit und Rohheit; herrschte doch noch bis nach der Mitte des Jahrhunderts der Kannibalismus hier, so daß die Kultur ein gewaltiges Werk zu vollbringen hatte, das Eiland aus seinen Kinderträumen zu wecken.

Von der Entdeckung der Insel*) existieren zwei Schilderungen, die eine von Leutnant Broughton, die andere von einem Eingebornen.

Leutnant Broughton von H. M. S. Chatham hatte am 22. November 1791 Duskybay in Neuseeland verlassen, um nach Otaheiti zu segeln, woselbst er mit Kapl. Vancouver zusammentreffen wollte. Am Montag, den 29. Novbr. 1791 sah er auf dieser Fahrt die Chathaminsel. Bei Tupnaugi näherte sich sein Schiff zuerst dem Lande. Er gab der Stelle den Namen Port Allison. Im Weiterfahren passierte er „Kap Young“, „Warekauri“, fuhr dann die Nordwestküste entlang, bis an das Nordostende. Dort sah er Leute am Strand; ein Teil zog ein Canoe ans Ufer, ein anderer, größerer Teil hielt sich hinter einem Felsen in der Bucht auf. Er fuhr in dieselbe (jetzt Raingaroa), ankerte und näherte sich mit dem Boote dem Platz, wo er die Leute gesehen hatte.

Broughton selbst erzählt: In Gemeinschaft mit dem Steuerkapitän Johnston und einem Offizier näherte ich mich

*) Das Folgende nach Engsts Briefen in kurzem Auszug.

dem Plage, wo wir die Leute gesehen hatten. Die Wilden kamen näher und erhoben ein Geschrei, schließlich suchten sie sich uns durch Zeichen und Geberden verständlich zu machen, wie wir ihnen, jedoch ohne rechten Erfolg. Wir näherten uns mit dem Boote und gaben ihnen verschiedene kleine Artikel, welche sie mit großer Begierde und augenscheinlicher Freude ergriffen; sie machten aber keine Miene, uns auch nur die geringste Gegengabe zu spenden. Es schien, als ob sie unsere Landung wünschten. Herr Sheriff landete, ließ aber sein Gewehr im Boote. Nur 4 oder 5 der Wilden schenkten ihm Aufmerksamkeit und begleiteten ihn bis zu den Canoes. Die andern, ungefähr 40, blieben an dem Felsen. Sie hatten sich viele Mühe gegeben, über Sheriffs Person etwas zu erfahren, und es schien uns, als wollten sie ihn bei sich behalten, da sie ihn immer wieder nach dem Busche zogen, in welchem wir ihre Wohnungen vermuteten. Als Sheriff jedoch zu uns zurückgekehrt war, winkten sie uns, und wir folgten ihnen längs dem Strande mit dem Boote. Da wir aber sahen, daß alle unsere Bemühungen, etwas von ihnen für unsere Gaben zu erlangen, vergeblich waren, und überdies wahrnahmen, daß viele unter ihnen mit langen Speeren bewaffnet waren, entschlossen wir uns, ihre Feindseligkeiten fürchtend, sie zu verlassen. Die Insel nannte ich Chathaminsel zu Ehren des Grafen Pitt in der Grafschaft Chatham im Namen Sr. Maj. des Königs Georg III.; überzeugt, daß wir die ersten wären, welche hier gelandet waren.

Wir erreichten das Land ein zweites Mal ohne Widerstand, entfalteten die englische Flagge, kehrten einen Rasen um und nahmen Besitz als Entdecker der Insel. Nachdem wir auf Sr. Majestät Wohl getrunken, nagelte ich ein bleiernes Täfelchen an einen Baum: „Seiner britischen Majestät Brigg Chatham, Leutnant Wilhelm Robert Broughton, Kommandeur, den 29. November 1791.“ Eine lateinische Abschrift aber wurde versiegelt in einer Flasche an der Stelle vergraben.

Nach dieser Ceremonie prüften wir die Canoes der Wilden und gingen ein wenig in den nahen Busch, wo wir die Plätze fanden, an denen die Wilden geschlafen hatten, aber keine Häuser. Die Bäume gaben einen wohlthuenenden Schatten. Bei unsrer Zurückkunft kamen uns etliche der Eingebornen friedlich entgegen. Wir begrüßten uns mit ihnen mit dem neuseeländischen Gruß „die Nasen zusammenzuhalten“. Wieder versuchten wir sie durch Geschenke zum Handeln zu bewegen und hatten nur den Erfolg, einen Speer von sehr grober Arbeit und eine Seehundshaut zu erhalten.

Wir aber gaben einem Wilden einen Spiegel. Er war sehr erstaunt, als er sich selber sah, und rannte mit demselben davon. Den Spiegel nannten sie Kikofiko o rangi, d. h. den Teufel vom Himmel.

Schon vorher hatte ich ihnen die Kraft meines Gewehres gezeigt, indem ich einen Vogel tötete. Beim Abfeuern liefen sie vor Schreck davon und wollten nicht mehr nahe kommen. Nur ein alter Mann behauptete seinen Standort, hielt seinen Speer seitwärts und stampfte mit den Füßen den Takt. Um ihn zu beruhigen, reichte ich mein Gewehr einem unserer Leute, ging zu ihm, gab ihm die Hand und suchte auf alle Weise sein Vertrauen zu gewinnen. Da nahm ich wahr, daß er dem hinter ihm Stehenden einen Gegenstand reichte, in welchem ich bald eine sorgfältig in eine Matte gewickelte Steinwaffe erkannte, welche die Neuseeländer „Patu-Patu“ nennen, d. h. Waffe zum Totschlagen. Mein Gewehr und Schrotgürtel interessierte sie sehr und veranlaßte sie oft zu dem Ausruf „Tahata!“ So oft wir aber ihre Speere betrachten wollten, welche, fast alle circa 6—10' lang, an den Handgriffen mit geschnitzten Figuren versehen waren, reichten sie dieselben ihren Hintermännern, offenbar besorgt, ihrer Waffen beraubt zu werden.

Durch Zeichen gaben wir ihnen zu verstehen, daß wir nach ihren Wohnungen gehen und gern etwas essen und trinken wollten. Johnston, ich und drei Bewaffnete gingen

an der Wasserseite, vier waren im Boote. Leider sollte bald genug ein Zwischenfall eintreten. Etliche der Wilden sammelten am Strande derbe Knittel und schwenkten sie über ihren Häuptern; derjenige, welchem der alte Mann die Steinwaffe gegeben hatte, befestigte dieselbe an einem Stod. Schon diese Anzeichen gefielen uns nicht. Etwa 14 folgten uns. Als wir halb um die Bucht herumgegangen waren, gelangten wir zu einem Teiche, den wir auch schon vom Schiffe aus gesehen hatten; der Strand des Meeres ist nur ungefähr 20 Ellen von demselben entfernt. Das Land jenseits des Teiches schien sehr schön und eben zu sein, das Wasser aber hatte rötliche Farbe und schmeckte salzig. Wir deuteten den Wilden an, daß das Wasser nicht trinkbar wäre, und wandten uns zur Seeseite, dem Boote zu. Da plötzlich erhoben sie ein Geschrei, teilten sich und umringten uns. Ein junger Mann kam mit drohender Geberde auf mich zu und verdrehte seine Augen, so daß ich, da das Boot noch nicht nahe genug war, uns aufzunehmen, einen Lauf meiner Flinte abfeuerte, um den Angreifer zurückzuschrecken. Ich hatte mich jedoch in meiner Erwartung getäuscht. Johnston empfing einen solchen Schlag auf seinen Arm, daß ihm die Flinte entfiel. Schneller als der Gegner wußte er sie jedoch zu erfassen, zielte und schoß. Ein Soldat und ein Matrose waren in ähnlicher Lage, und so wie diese, feuerte auch der Kommandeur des Bootes, als er uns angegriffen sah. Einer der Eingebornen war gefallen, eine Kugel hatte seinen Arm gebrochen und war ihm ins Herz gedrungen. Die Wilden zogen sich zurück.

Da die Strandwellen hier zu hoch waren, mußten wir wieder zurück zu unserm ersten Landungsplatze, sahen aber, wie einer der Eingebornen zu dem Toten kam und ein gräßliches Geheul erhob. Schließlich legten wir unsere übrig gebliebenen Gaben gleichsam als Versöhnungsoffer in die Canoes der Wilden und kehrten zu unserm Schiffe zurück.

Die Eingebornen beschreibt Leutnant Broughton zur Zeit der Entdeckung wie folgt:

Sie waren von mittlerer Statur, stark gebaut, wohl gewachsen und gesund an Gliedern. Ihr Haar und Bart war schwarz, bei einigen lang. Die Jüngeren hatten es auf dem Kopf zu einem Knoten zusammen gebunden und trugen als Zierrat weiße oder schwarze Federn darin. Ihre Gesichtsfarbe war dunkelgelblich, ihre Gesichtszüge einfach und schlicht, ihre Haut ohne Merkmal (untätowiert). Ihre Leiber schienen reinlich. Als Kleider dienten ihnen Seehundshäute, deren innere Seite nach außen gefehrt war, und die, am Halse mit Flachschnüren zusammengebunden, über die Schultern und den Rücken bis an die Kniee herabhängten, oder auch Matten von Flachs, welche auf dieselbe Weise befestigt waren. Einige waren ganz nackt und hatten nur eine feine Matte als Schurzleder. Ohrschmuck hatten sie nicht, doch trugen etliche Halsbänder von Perlmutterchalen, einige hatten sich ihre Angelschnüre und Fischneze umgewickelt; ihre Angelhaken haben wir nicht gesehen.

Im ganzen erschienen sie uns als ein munteres und zufriedenes Völkchen. Unsere Unterhaltung reizte sie oft zu heftigen Ausbrüchen des Lachens, und ihr Erstaunen und ihr Geschrei kann sich niemand vorstellen. Sie streckten ihre Hände nach der Sonne aus und dann wieder nach uns, als wollten sie uns fragen, ob wir von dort hergekommen seien.

Offenbar wohnten sie nicht in der Nähe des Strandes, sondern suchten hier nur ihre Nahrung, welche ihnen die unzählbaren Fische, Muscheln, Krebse und Vögel im reichsten Maße boten. Am Lande gab es zahlreiche Lerchen, große Buschtauben und viele Gattungen von Enten, am Strande aber allerhand eßbare Seevögel wie in Duskybay in Neu-seeland. Die letzteren flogen jedoch so furchtlos unter den Eingebornen umher, daß man zu dem Schlusse kommen mußte, die Hauptjagdbeute am Strande seien die Fische, und nicht die Strandvögel. Die Sprache der Eingebornen verriet ihre

Abstammung von den Neuseeländern. Das Verhältnis beider Sprachen ist ungefähr wie das des Plattdeutschen zum Hochdeutschen.

Zweite Schilderung der Entdeckung der Insel aus dem Munde der Morioris:

Das erste Schiff, welches an der Insel landete, berührte Raingaroa. Der Kommandeur des Schiffes war Manu-katau. Der Tautete (so nennen sie die Fremden) ging überall umher, Pflanzen, Steine, Kleider und Waffen der Morioris zu sammeln. Einst nahm einer der Fremden ein einem Moriori gehöriges Netz und wollte es als Muster der Handarbeit der Insel mitnehmen. Der Eigentümer widersetzte sich und rief seine Freunde zu Hilfe. Der Fremde, welcher eine Gewaltthat fürchtete, erschoss den Moriori. Dadurch kamen die andern Fremden in Bedrängnis und flohen. Kurz nachher kam ein Boot von dem Schiffe und legte eine große Menge Kostbarkeiten ans Ufer, Decken, Hemden, Beile, Netze und ruderte eine ziemliche Strecke ab, um zu sehen, ob es die Morioris annehmen würden. Es kam einer nach dem andern, und sie nahmen, was ihnen beliebte, bis alles vergriffen war. Das Schiff ruderte ab und hat sich nie wieder sehen lassen.

Diese letztere Erzählung von Leutnant Broughtons Besuch auf der Chathaminsel ist von Tapu te Ara, dem ältesten Moriori der Insel. Engst bemerkte dazu, daß so hoch er Tapu respektiere, er Leutnant Broughtons Erzählung für zuverlässiger halte, als die Tapus, welche derselbe durch mündliche Ueberlieferung von den Vätern empfangen habe.

II. Die Beschaffenheit der Insel.

(Fast wörtlich nach Engst.)

Die Chatham-Inselgruppe besteht aus drei bewohnten Inseln; daneben ragen eine Menge kleiner Inseln und Felsen wie Städte oder Türme aus dem Meere, nur von Seevögeln bevölkert. Die Hauptinsel wird von den Eingebornen

Warekauri und von den Weißen: Chatham Island genannt. Diese Insel liegt unter dem vierundvierzigsten Breitengrade und zwischen dem 176sten und 177sten westlichen Längengrade. Die Insel ist ungefähr 70 Seemeilen lang und hat die Form eines Dreiecks. Die Breite ist sehr verschieden, bald 4, bald 10 bis zu 20 Seemeilen.

Die Oberfläche ist wellenförmig und meist mit Gras oder Farn überwachsen. Den Strand umzieht größtenteils ein Streifen Busch von verschiedener Breite. Hier und da fehlt er ganz, und an seiner Stelle sind nur Sandhügel, oft wird er bis zu einer engl. Meile breit.

Das Buschland ist das Beste für die Kultur, denn hier wächst alles. Der Boden ist schwarz oder lehmig, auch mit Sand gemengt. Weiter im Lande ist er torfig und sumpfig, reich an Morasten und Teichen. Einige der letzteren messen mehrere Meilen im Umfange, der größte ist sogar 20 Meilen lang und 3—8 Meilen breit. Er fließt in die See aus. Viele kegelförmige Berge, zwischen 4 und 800' hoch, erheben sich auf der Insel; der größte, tausend Fuß hohe, ragt aus der See empor. Die Berge sind nicht alle bewachsen. Der Busch trägt Sommer und Winter ein frisches, neugrünes Gewand, und das Laub mancher Bäume glänzt in der Sonne wie polierter Grünstein. Nur eine Art Bäume verliert ihr Laub im Winter, ebenso die von auswärtigen Ländern importierten Obstbäume. Ueberwiegend ist das Land Schafweide, der Ackerbau liefert übrigens gut gedeihendes Futter, Gartenfrüchte und Küchengewächse, und an Nahrungsmitteln kennt niemand Mangel. Die Teiche und Gräben sind voller Aale und die See reich an schönen Fischen, welche nicht hoch genug geschätzt werden. Denn für jeden ist die Fischerei frei. Giftige oder schädliche Insekten giebt es ebenso wenig, als Frösche, Kröten oder dgl. Weder im Sommer scharfe Hitze, noch im Winter strenge Kälte. Das stärkste Eis, welches ich hier gesehen habe, war wie dünnes Fensterglas, und wenn ein Schneesturm kommt, bleibt doch der Schnee nicht

liegen. Wein wächst hier nicht, die Luft hat zu viel Salzgehalt und ist nicht warm genug. Alles, was hier wächst, ist sehr gut und nahrhaft, aber solchen starken Wohlgeruch und Geschmack hat es nicht, wie in Deutschland, wo auch die Winterkälte einwirkt. Das bezieht sich auf jegliche Nahrung aus dem Pflanzenreich, wie aus dem Tierreich.

Ehe diese Insel mit europäischem Vieh belebt wurde, waren die Bäche und Teiche in erstaunlicher Weise voll von Enten aller Art, jetzt sind nur noch wenige vorhanden; Gänse und schwarze Schwäne in geringer Zahl haben ihre Stelle eingenommen. Auch sind viele europäische Vögel hierher gebracht worden, welche die hiesigen zum Teil vertrieben haben.

Im allgemeinen gilt dasselbe auch von den zwei kleineren Inseln. Pitt Island liegt südöstlich von der Hauptinsel. Die Entfernung von Strand zu Strand beträgt 12 Seemeilen. Die Insel hat einen Flächeninhalt von 16 000 Acres und einen Umfang von 16 Meilen. Der Flächeninhalt der Hauptinsel beläuft sich auf 200 000 Acres ohne den großen Teich oder See, welcher 45 000 Acres mißt. Verhältnismäßig hat die kleinere Insel dadurch einen Vorzug, daß sie ihrer Größe nach mehr gutes Land hat. Auf Pitt Island sind ca. 30 Weiße, auf der Hauptinsel gegenwärtig ca. 350 im ganzen. Die Eingeborenen nannten und nennen noch Pitt Island: Rangiauria.

Die dritte Insel wird von den Weißen Südostinsel genannt und von den Eingebornen Rangatira. Sie liegt 2 Seemeilen südöstlich von Pitt Island und ist 600 Acres groß, wovon über die Hälfte schönes Grasland ist; dieser Platz wurde von 4 oder 5 Weißen bewohnt, so lange als Wallfischfängerschiffe in dieses Meer kamen. Jetzt lebt niemand dort. Es grasen an 500 Schafe der Eingeborenen auf derselben.

Erwähnungswerte Metalle finden sich auf der Insel nicht. Die hier wachsenden Holzarten sind wenig verwandt mit

denen in Europa. Es sind drei sehr geringe Arten, deren Holz ich vergleichen könnte mit Rot- und Weißbuche und einer Art Kiefer ohne Harz. Das Holz der meisten Bäume ist nicht dauerhaft. Den Haupterwerbszweig auf diesen Inseln bildet die Wolle, welche sehr gut ist. Die Zahl der Schafe beläuft sich gegenwärtig auf 60 000, und es hat sich schon seit etlichen Jahren diese Zahl erhalten, ohne sich zu vermehren. Pferde und Rühe hat jeder soviel, als er zu seiner Haushaltung bedarf. Das Verschiffen nach Neuseeland verlohnt sich bei den Produkten der Inseln der hohen Fracht wegen nicht.

III. Die Bevölkerung und deren Sitten.

(Nach Engst.)

Die Morioris, welche in der ältesten Zeit die Insel bewohnten, waren ein einsames, abgechiedenes und furchtames Volk. Vom Landbau hatten sie keine Idee, und ihre Nahrungsmittel waren hauptsächlich Fische, Muscheln, Vögel, Farnwurzeln und dgl. Ihre Häuser bestanden aus Farnbaumstämmen, gegen Felsen gelehnt und mit Farnbaumblättern bedeckt. Sie wanderten von einem Plage zum andern, wo sie ihre Nahrung fanden, und lagerten sich im Sommer, wo die Nacht sie gerade überfiel. Jedoch zeigt man auch Plätze, wo sie hier und da für den Winter etliche große Häuser hatten. Dies alles gilt von der Zeit, ehe die Maoris kamen. Ihre großen Häuser, einer großen Scheune ähnlich, hatten an der Giebelseite die Thür und eine große Halle vor derselben; über der Thür, sowie an den beiden Seiten derselben waren drei Fenster. Die aufrechten Säulen waren einfach in die Erde gegraben, von Akeake, einem sehr dauerhaften, harten Holz, gefertigt. Die Wände und das Dach waren mit der Rinde dieser Bäume und dann mit einem langen Wasserflachs oder Gras dicht gedeckt. —

Ihre religiösen Gebräuche und Ceremonien: Fast jedes Thal, jeder Berg oder Bach oder Ort steht unter

dem Einfluß eines andern Götzen, von denen sie keine Figuren aufzuweisen haben, mit Ausnahme von einem, den sie Kikokiko nennen. Sie schnitzen ihn als eine verstellte Menschenfigur, aber mehr noch einem Frosche ähnlich, der auf seinen Hinterbeinen steht. Folgende wichtige Götzen seien noch namhaft gemacht: Tametera, der Sonnengott, ist der Vater und Papa ist die Erde oder Mutter; vom Vater kommt alles, was die Mutter hat, und sie giebt es ihren Kindern. Kongomovana heißt Walfischfleisch. Kotanua und Kohohe sind Ungeziessergötter, die den Körper mit ihrer Plage beschweren. Kotatarangi (Schatten) kommt über die Menschen unversehens, sie zu beschädigen im Dunkeln und Schatten. Pukuhoni ist ein unreiner Geist, der sie hinterrücks beschädigt, Kupuanga ist das Siebengestirn. An einem gewissen Tage im Sommer, wenn das Siebengestirn deutlich zu sehen ist, ist ein Versammlungstag für alle. Jeder hat einen Stecken in seiner Hand, an dessen Spitze Körner von den Früchten des Karakabaumes angebunden sind. Denselben richtet er nach dem Siebengestirn und sagt seinen Spruch der Anbetung oder der Bitte um eine gesegnete Fruchtbarkeit dieser Bäume. Die Früchte haben die Form einer Eichel ohne Kappe, sind mit gelbem Fleisch überzogen, ungefähr $\frac{1}{8}$ Zoll dick, riechen wie Aepfel und haben einen gewürzigen Geschmack. Die Eingeborenen gebrauchen aber bloß die Körner, welche erst gekocht, dann ins Wasser gelegt und wiederum getrocknet und nach den Mahlzeiten genossen werden, wie bei den Europäern Nüsse oder gebackene Früchte. Korongamaitawiri, dieses Gottes Laternen sehen sie bisweilen in der Nacht auf dem großen Teiche. Sehen sie das Licht weit entfernt vom Strande, so ist gute Zeit, Aale zu fangen, denn der Gott treibt sie nahe zu Lande; ist aber sein Licht nahe am Strande, so geht niemand auf den Aalfang aus, denn die Tiere sind hier weggetrieben. Tanawa ist der Fischgott. Der Name bedeutet Haifisch; dieser Gott bringt den Booten Unglücksfälle; doch verschreckt er auch die

Haifische, will er ein Boot retten. Der Gott Kōhamutunga hat seinen Aufenthaltsplatz in dem Teiche bei Waitangi (Huro genannt); wenn er grunzt, ist die rechte Zeit, Aale zu fangen. Tuhawaiiki giebt Glück beim Vogelfang; kurz das Gelingen in allem Thun schreiben sie einem Gotte zu.

Familiengebräuche. An den Erstgeborenen wurde im ersten Halbjahr ihres Lebens eine Ceremonie, ähnlich unserer Taufe, vollzogen. In Gegenwart aller Verwandten wusch der Vater die Stirn des Kindes, welches er aufrecht neben sich hielt, und nannte dasselbe bei Namen. Hieran schloß sich eine Mahlzeit. — Bei der Hochzeitsceremonie, welche die Verständigung der beiderseitigen Eltern voraussetzte, wurden die Verlobten von den Verwandten so zusammengeführt, daß sie mit ihren Nasen zusammenstießen, hierauf um beider Hals und Nacken eine Guirlande von grünen Baumbblättern geschlungen. Eine Mahlzeit folgte, und die Ehe war geschlossen. — Die Art ihrer Totenbestattung war verschieden. Etliche suchten sich vor ihrem Tode selbst ihre Begräbnisstelle auf einer Anhöhe bei einem Felsen oder einem Baume. Als Sterbende setzten sie sich dort nieder und erwarteten den Tod. War derselbe eingetreten, so band man ihnen die Hände über die Kniee mit einem grünen Flachsstrick zusammen. In dieser sitzenden Stellung wurde der Körper alsdann bis etwas über die Kniee in die Erde gesetzt, das Loch, welches ihn aufnahm, war mit Flachsmatten ausgelegt. Der obere Teil des Körpers blieb über der Erde, dem Wetter ausgesetzt. Andere verlangten auf Anhöhen gestellt zu werden, so daß sie immer die See sehen konnten, wieder andere ließen sich in Canoes setzen und bei gutem Winde auf das Meer hinaus treiben.

Waffen und Canoes. Ihre Waffen waren Speere von hartem Holze und Totschläger (Clubs) von Stein. Streitigkeiten kamen übrigens unter ihnen nicht oft vor, wenn auch zuweilen um den Besitz von Seehund- oder Walfischfleisch.

Doch hatten sie ein Gesetz, daß der erste Tropfen Blut den Streit beendigte. Sie hatten keine erbliche Herrschaft. Der beste Fischer oder Vogelfänger, oder einer, der sich vor den andern durch einige Vorzüge auszeichnete, wurde als Leiter angesehen.

Sie hatten vier Sorten Canoes. 1. Eine kleine Sorte diente beim Fischfang zwischen den Felsen am Strande. Diese waren so leicht gebaut, daß sie ein Mann ins Wasser bringen und zwei Mann ans Land schaffen konnten; ungefähr 10 Fuß lang, hinten zwei Fuß und vorn 18 Zoll breit und 18 Zoll tief, mit flachem Boden. Es war nur ein hölzerner Rahmen mit zwei Kielen; der Boden und die Seiten waren mit Korori ausgefüllt, das sind „Samentragende Stengel, die in dem hier wachsenden Flachse erscheinen.“*) Sie haben eine korkige Natur und sinken nicht im Wasser, sie heben und senken sich mit demselben. Die Fugen waren dicht mit Wasserflachs ausgeflochten. Der Name dieser Canoes ist Wakapuhara oder Korori.

Die 2. Form hatte dieselbe Gestalt, aber viel größer, etwa 30 Fuß lang, 4 oder 5 Fuß tief, und 5 Fuß breit. Das Boot war mit der größten Art von Seekraut angefüllt, welches die Engländer Bullkelp nennen.**) Es wurde Waka Rimu genannt; Waka heißt Canoe.

3. Ein Wakapaty war eine große Sorte, in welcher sie zu den auswärtstehenden Felsen fuhren, um Vögel zu fangen. Es war nach derselben Form und aus demselben Materiale gebaut, aber viel größer und stärker. Ein großes war 50 Fuß lang, 8 Fuß breit und 5 Fuß tief, sehr schön, an beiden Enden abgestochen. Der Rahmen war von dem besten Holze gemacht, welches hier wächst.

Die 4. Sorte war niedrig und diente nur dem Zwecke, dem Götzen Kongomoana ein Opfer zu senden oder ihn zu bewegen, Fische zu schaffen. Auf das Boot wurden eine Menge hölzerner Figuren samt Angeln und Rudern festgebunden, und bei gutem Winde dasselbe auf die See hinaus geschickt.

*) *Formium tenax* Forst. **) *Durvillaea utilis* Bory.

VI. Einwanderung der Maoris.

(Aus Engsts Briefen verkürzt.)

Im Jahre 1834 kamen vier junge Maoris auf einem amerikanischen Walfischfänger, auf welchem sie als Matrosen bedienstet waren, nach der Chathaminsel. Als sie ans Land kamen, um das Schiff zu verproviantieren, sahen sie, daß Karaka und Kawakawa hier wuchs. Das Wachstum dieser Hölzer gilt in Neuseeland als Anzeichen für gutes Kartoffelland. — Diese vier Leute — so erzählt Engst — habe ich jahrelang nachher noch gekannt. Ihre Namen sind: Ta-Ururanga, Rihari, Aragata und Teira. Als dieselben zu ihren Freunden (nach Neuseeland) zurückkamen, waren dort Feindseligkeiten zwischen den Weikatoes und denen von Taranaki ausgebrochen. Die letzteren flohen nach Port Nicholson, späterhin Wellington. Um dem grausamen Häuptling Kauparaka zu entinnen, wollten sie auf die Erzählung der vier jungen Leute hin auswandern.

Damals ankerte nun grade in Port Nicholson am 16. Oktober 1835 die Rodneybrigg von Sidney (Kapitän Harewood). Die Eingebornen hatten einen Handel um Kartoffeln und Schweine mit dem Kapitän getrieben. Der Häuptling Pomare aber, welcher auch sonst in geschäftlicher Beziehung dem Kapitän zur Seite gestanden hatte, wußte denselben unter dem Vorgeben, daß eine große Quantität Kartoffeln und Schweine zu verkaufen seien, an Land zu locken; inzwischen besetzten die Eingebornen sein Boot und nahmen schließlich auch Besitz von dem Schiffe. Etwa 300 an der Zahl waren an Bord gegangen.

Ein Passagier des Schiffes war ans Land geschickt worden, dem Kapitän davon Mitteilung zu machen. Die Eingebornen hatten die Schiffsleute gebunden, gleichzeitig aber versichert, sie wollten ihnen kein Leid thun und auch das Schiff nicht rauben, sondern nur durchsehen, daß sie auf dem Schiffe vor ihren Feinden nach Chatham Island entfliehen

könnten. Da ich sah, daß Widerstand vergeblich sein würde, so erzählte der Kapitän,*) so willigte ich ein. Am 6. November morgens brachten sie für sich ungefähr 70 Tonnen Samenkartoffeln und für mich 20 Schweine zum Geschenk, auch versprachen sie mir Pulver, Flinten und alle möglichen Gaben und verschafften mir, da mein Klüverbaum nicht stark genug war, einen neuen. Doch zeigten sich Pomare und andere Häuptlinge höchst mißtrauisch, sobald ich mit meinen Leuten sprach; auch fragten sie mich wiederholt, während meine Leute mit dem Schlachten der Schweine und Einsalzen des Fleisches beschäftigt waren, ob wohl der Gouverneur von Sidney ihr Vorhaben billigen würde; sie schienen sich vor einem Kriegsschiffe zu fürchten.

Zuerst hatte die Zahl der Eingeborenen 400 betragen, als wir am 14. November morgens die Anker aufnahmen, waren ihrer 600 an Bord und 40 Canoes. Da es an Raum gebrach, ließ ich den Anker wieder nieder, hundert gingen in den Canoes wieder ans Land und nahmen meinen 2. Steuermann mit sich zum Pfande, bis daß ich zurückkäme und sie holte. Mit den 500 andern segelte ich ab, und als wir am 17. November mittags Land sahen, war der Jubel unter den Eingebornen groß. Da ich keine Karte der Chathaminsel hatte, landete ich an dem mir am günstigsten erscheinenden Plage, etwa 200 gingen hier an Land, bis einige Europäer mit einem Boote kamen und mir einen günstigeren, etwa 2 Meilen entfernten Landungsplatz zeigten. Hier stiegen die andern aus und brachten auch ihre Kartoffeln an Land.

Ich hatte Lust, geradeswegs nach Sidney zu segeln, aber mein erfahrener Handelsmann, welcher viele Jahre unter den Maoris gelebt hatte, meinte, der zweite Steuermann würde sicher getötet werden, wenn wir nicht wieder nach Port Nicholson zurückkehrten.

*) Verkürzt, und nur dem Sinne nach wiedergegeben.

Darum wendeten wir uns dorthin und langten am 26. morgens 10 Uhr dort an. Der zweite Steuermann erzählte uns, daß die Eingebornen etliche Hunde geopfert und an verschiedenen Plätzen aufgehängt hätten, ebenso auch ein Mädchen von 12 Jahren, um das Schiff, welches ihnen zu lange fortblieb, durch solche Mittel zurückzubringen. Einige Häuptlinge, welche mit uns zurückgekehrt waren, wurden nicht müde, zu erzählen, was sie auf Chatham Island gesehen hätten. Als Bezahlung gaben sie mir $2\frac{1}{2}$ Tonne Schweinefleisch, 41 Feuergewehre, einen Neunpfünder, 2 Doppelgewehre und 7 Tonnen Kartoffeln. Am 30. November nahm ich 7 Canoes von 35—60' Länge ins Schiff und 400 Eingeborene und landete zum zweiten Mal auf der Chathaminsel. Vor dem Verlassen des Schiffes bettelten mir die Häuptlinge noch 20 Pfund Tabak ab. Nachher habe ich nichts mehr von ihnen oder von ihrem Stamme gehört.“

Soweit der Kapitän. — Diese neuseeländischen Auswanderer bestanden, nach Engst, aus zwei Stämmen. Die einen waren die Ngatilama, die andern die Ngatimutunga. Die letzteren waren ungefähr 200 Männer, und ihre Häuptlinge waren: Pomare, Te Potai, Teriki, Te Urahu, Rauinoa, Kivai, Pupu und Te Raugi pua hoahs. Und die Häuptlinge der Ngatilama waren: Pakiari, Kuruanga, Meremere, Katene und Hapu.

V. Unterjochung der Morioris. Menschenfresserei.

(Verfälschter Bericht aus Engsts Briefen.)

Das stärkere, tyrannische und kannibalische Volk der Neuseeländer gewann über die feigen Morioris leicht die Oberhand und zwang dieselben zum Dienst und zur Knechtschaft. Die Widerstrebenden flüchteten in den Busch, vergriffen sich auch wohl an Gegenständen, welche den Maoris gehörten; solche wurden „für den Ofen zubereitet“. Einige der Häuptlinge, wie Pomare und Meremere, beschützten die Morioris,

wenn dieselben zu ihnen kamen. Andere indes, wie Werikuri (oben nicht mit angeführt) und Bokai und seine vier Tiger-söhne, hegten Argwohn, ihre Opfer könnten ihnen entinnen. Deshalb erparten sie ihnen die Mühe der Flucht. Ein Schlag mit der Rückseite des Beiles streckte sie zu Boden. Sie wußten genau die Stellen, wo sie hinschlügen. In einer Minute streckt so ein Teufel viele zur Erde.

Ueber die fernere Zubereitung der Schlachtopfer und die Dfen sei folgendes erwähnt:

Nachdem die Opfer niedergeschlagen waren, wurden ihnen die Köpfe abgeschnitten und den Hunden hingeworfen, die fraßen das Beste ab und scharrtten das übrige für die nächste Mahlzeit ein. *)

Dann wurde das Eingeweide herausgenommen, und das Brauchbare davon verzehrt. Das Herz wurde als der vorzüglichste Teil des Ganzen für den vornehmsten Gast auf die Seite gelegt. Dann wurden alle Knochen und Rippen abgetrennt, die Hände und Füße in den Gelenken abgelöst, und das Fleisch in Flachskörben zum Wasser getragen und, wenn alles reingewaschen war, zum Ofen gebracht. Ein gewöhnlicher Ofen war ein rundes, in die Erde gegrabenes Loch, 18 Zoll tief. Es wurde am Boden und auf der Seite mit flachen Steinen gefüllt; dann wurde Feuer darin gemacht, und so viele Steine darauf gepackt, wieviel das Feuer erhitzen konnte.

Sobald das Holz verbrannt war, und die Steine heiß, wurden sie eben hingelegt und mit einer Sorte von nassen Kräutern und nassen grünen Flachsmatten überdeckt. Dann wurde das Fleisch und andere Artikel (offenbar Kräuter und Gewürze) darauf gebreitet, und dann das Ganze mit grünen Matten und Erde zugedeckt, bis der Dampf durch die Erde kam. Wenn dann nachher die Erde auf die Seite geschoben war,

*) *Deinde membrum virile abscissum feminis projiciebatur quae circumsedentes hunc cibum delicatum cupide devorabant.*

lag durch den Dampf unter den grünen Matten alles so schön gekocht, wie es der beste Koch nur wünschen konnte. Dann legten sie das Fleisch in kleine Körbe fest, für jeden seine Portion allein.

Ihre liebsten Mahlzeitplätze waren gewöhnlich an frischen Wassergräben, aus denen sie tranken, und woselbst sie ihre Hände wuschen. In meinem Gebiet ist ein Wassergraben, welcher früher „Maku“ genannt wurde, später hießen sie ihn „Kai Tangata“ (Menschenfresser). Ein Häuptling, den ich kannte, Namens Werikuri, schlachtete eine Anzahl seiner Morioris an diesem Graben und sandte das Fleisch zu andern Häuptlingen auf der Insel. Dieses hat mir ein Weißer erzählt, welcher Augenzeuge davon war. Ich sah so viele Köpfe liegen und fragte ihn, wie dieselben dorthin gekommen seien; darauf teilte er mir die Sache mit.

Wir fügen hier noch einiges aus der Missionszeitschrift: „Die Biene auf dem Missionsfeld“ 1844 (Bericht von Beyer) hinzu, welches die interessanten Schilderungen Engsts bestätigt. Nachdem auch hier geschildert worden, wie die Morioris von den aus Neuseeland eingewanderten Maoris bekämpft, bezwungen und bis auf einen kleinen Teil (etwa 150, welche man zu Sklaven machte) aufgefressen waren, heißt es weiter: „Die sie leben ließen, durften nicht heiraten, weder Männer noch Frauen.“ Die Insel liegt voll Totenköpfe und Gerippe. Im Busch kann man sie haufenweis liegen sehen. Nachdem die Maoris die Morioris überwunden hatten, fingen sie an, sich selbst untereinander zu bekämpfen und aufzufressen . . . so haben sie gehaust bis vor 2½ Jahren.

Auch Herr Professor Schauinsland hat noch die zahlreichen Knochen auf der Insel umherliegen sehen, zwei vollständige Skelette von Morioris und eine große Anzahl von Schädeln dem Bremer Museum einverleibt. Ob dieselben wirklich von jenen Kannibalenmahlzeiten herrührten, läßt sich natürlich nicht feststellen.

Von Otago herrührend kam 1838 und 1839 auch eine ansteckende Krankheit, welche die Morioris heimsuchte. Auch hierdurch verringerte sich die Zahl derselben.

Eine für die Chathaminsel wichtige Begebenheit finde hier ihren Platz.*)

1839 kam das französische Walfischfängerschiff „Jean Bart“ nahe der Insel in die Bai von Waitangi. Die Maoris fuhren nach ihrer Gewohnheit, um Handel zu treiben, in ihren Canoes zum Schiffe und kletterten an Deck. Die Franzosen aber waren mißtrauisch und trieben dieselben mit Lanzen von Bord. „Ich selbst habe noch solche gesehen, welche Narben von Lanzenstichen im Rücken hatten.“ Etliche der Maoris aber sperrten sie unter Deck. Diese jedoch verschafften sich eine Anzahl von den auf dem Schiffe vorhandenen Feuerwaffen, töteten den Steuermann und einen andern, so daß die Franzosen, von großer Furcht befallen, das Schiff verließen. Die Maoris steuerten das nun in ihrem Besitz befindliche Schiff nach Werikuri's Platz. Später hat Kapitän Cecille von der französischen Corvette l'Héroïne diese Unthat gerächt. Der Kapitän eines Walfischfängers „Rebecka Simens“ hatte nämlich von dem ganzen Vorfall Anzeige gemacht, hatte aber andererseits auch wiederum den Maoris die drohende Strafe angekündigt. Aber vier Männer und eine Frau wagten sich trotz der Warnung hinaus und nahen sich der Corvette l'Héroïne, sie wurden gefangen genommen. Die Frau wurde bei einem Fluchtversuch erschossen, die Männer blieben an Bord und wurden später, — so berichteten der Kapitän und Schiffsarzt eines lange nach dieser Zeit auf Chatham Island landenden Walfischfängers — von Kapitän Cecille dem Publikum in Paris öffentlich gezeigt. Einer der Eingebornen starb aus Furcht. Das Schicksal der andern blieb unbekannt.**)

*) Wir geben die sehr breite Erzählung Englis hier nur in ganz kurzem Auszug.

**) Die Nachricht über dieses Ereignis hat Engli von Tapu, welcher, damals ein Knabe, im Dienste von Meremere stand. Der letztere zählte selbst mit zu denen, welche auf Deck der Héroïne gekommen waren.

VI. Fortsetzung der Geschichte.

(Kurze Auszüge aus Engk's Briefen.)

Gegen Ende des Jahres 1839 entspann sich unter den Maoris von Wangaroa und Waitangi ein Kampf. Besonders richteten sich die von Wangaroa gegen den Häuptling Raumoa. Derselbe war bald nach der Ankunft der Maoris aus Wangaroa vertrieben worden, weil er Samenkartoffeln gestohlen hatte. Hierauf hatte er Waitangi in Besitz genommen. Als aber Kapitän Cecille von dem Schiffe *l'Héroïne*, bei Gelegenheit seiner Strafexpedition gegen die Maoris, denen zu Wangaroa ihre Wohnungen zerstört hatte, wandten sich dieselben gleichfalls nach Waitangi und machten Raumoa seinen Länderbesitz streitig. Das war die Ursache des Krieges. Raumoa verschanzte sich in der Erde so gut er konnte. Die von Wangaroa waren stärker, sie belagerten ihn bis Anfang 1840.

Zu der Zeit kam die Brigg „Cuba“ von Neuseeland, welche von der Company*) zum Zwecke des Ankaufs von Ländereien hierher gesandt war. Auf diesem Schiffe war unter anderen auch Dr. Dieffenbach. Derselbe nahm von dem nach ihm benannten Berge aus Messungen vor, um die erste Karte von der Insel zu entwerfen.

Auch ereignete sich, daß ein amerikanisches Walfischfängerschiff in Waitangi an den Strand trieb und Schiffbruch litt. Das Schiff hieß „Erie“, Kapitän W. Denis von Newbedford. Solche Vorfälle schwächten die Aufmerksamkeit der Belagerer, und es gelang der Schiffsmannschaft, den Belagerten aus ihren Schanzen zu helfen und sie mit ihren Booten bei Nacht an ihre Schiffe zu bringen. Sie brachten sie an die Ostseite der Insel. Die Belagerer aber sannten darauf, ihre Feinde ganz und gar auszurotten. Unter den Artikeln, welche sie für ihr Land als Bezahlung empfingen, waren auch Feuergewehre und Pulver; das paßte ihnen für

*) Die Neuseeland-Comp. in England (vergl. S. 7).

ihren Zweck. Sie zogen ihren Feinden nach. Diese hatten freilich auch Zeit gehabt, eine gute Holzfestung zu bauen, doch konnten sie die Holzstämme nicht so dicht aneinanderfügen, daß nicht hätte hindurch geschossen werden können. Die Festung wurde belagert, und jeder zielte nach der Thüre in der Pa *), und so oft sich etwas regte, oder eine Thür aufging, schossen sie und töteten viele. Beinahe hätten sie ihren Zweck, jene zu vernichten, erreicht.

Zu der Zeit aber **) kamen etliche Eingeborene mit Büchern, neuen Testamenten in neuseeländischer Sprache von Neuseeland herüber. Das war ein unbegreifliches Wunder für die Wilden, daß ein solches Ding (Buch) zu den Menschen sprechen konnte und so deutlich gebot und verbot. Das erstaunte sie, und sie ließen darüber alles andere liegen, legten oder setzten sich hin, um zu lernen und „mit diesem Dinge zu sprechen“. Es war wirklich ein Wunder, wie diese Mörder sogar alles vergaßen und sich zu ihren Büchern setzten, Tag und Nacht, um lesen zu lernen und schreiben. Und sie lernten viel geschwinder als die Weißen. O, was für eine Predigt könnte über diesen Gegenstand gehalten werden, wie das einfache Wort Gottes den verruchtesten Bösewichtern Einhalt zu thun vermag! Diese Leute haben mir oft gesagt, wenn ihnen Gott keine Bibel gesandt hätte, so wäre nicht einer von ihren Feinden am Leben geblieben. Darum rechnen sie auch von diesem Zeitpunkte an ihre Bekehrung. Und wir wollen ihnen dieses Bewußtsein nicht nehmen, sondern sie nur weiter führen. Zwar hatte nämlich ihre Morderei und Menschenfresserei schon aufgehört, als wir unter sie kamen, aber andrerseits hatten sie sich auch schon darin geübt „hinter den Bibeln irdische Gaben zu begehren, als Lohn für ihre Frömmigkeit“. Das machte uns den Anfang unserer Thätigkeit so schwer.

*) Das ist eine Menge von Wohnplätzen, welche gewöhnlich mit einem hohen, aufrechten Baum umgeben sind.

**) Fast wörtlich nach Engst.

VII. Schilderung der Geschichte des Lebens der Maoris.

(Aus Engk's eigener Anschauung.)

In Bezug auf ihre äußerlichen Verhältnisse konnten wir die Bewohner der Insel nur als eine Nation ansehen. Die Maoris waren die Herren, und die Morioris ihre Knechte und Mägde. Etliche hatten viele derselben in Dienst, andere wenige, wieder andere gar keine, Pomare und Goderick die meisten. Diese beiden Häuptlinge gaben ihren Knechten Plätze zum Eigentum. Dafür mußten sie sie aber mit Kartoffeln, Nalen und Fischen versorgen und späterhin ihre Weizenfelder bearbeiten.

Ihre Kleidung*) bestand aus Flachsmatten. Eine feinere Sorte trugen sie am Leibe, eine gröbere darüber, in Gestalt eines Mantels. So waren alle gekleidet, Herren und Knechte, Frauen und Mägde, bis sie sich von ihrem Erwerb wollene Decken kaufen konnten. In noch späterer Zeit trugen sie europäische Kleidung.

Sie hatten 2 Arten von Häusern. Erstens Schlafhäuser. In Neuseeland waren dieselben zuweilen sehr groß; auf Chatham Island nicht größer als eine große Stube mit zwei Giebeln. In der Wand des einen Giebels war eine kleine Schiebethür, wodurch sie auf den Knien hinein zu kriechen pflegten. Das Haus hatte keine Fenster, alles war luftdicht mit Flachs und Gras gedeckt und zusammengeflochten. Die Höhe dieser Häuser reicht heute noch gerade dazu aus, daß man an den Seiten sitzen und in der Mitte stehen kann. Von der Thür nach dem andern Giebel geht ein schmaler, ungefähr 2 Fuß breiter Gang. Die Seitenräume, rechts und links von demselben, sind mit Flachsmatten ausgelegt; hier schlafen sie nackt, nur über den mittleren Teil des Körpers mit einer kleinen Matte bedeckt. In der Mitte

*) Hier also werden die Sitten und die Kultur der Maoris beschrieben, nachdem vorher von den Morioris die Rede war.

des Ganges machen sie erforderlichen Falles ein kleines Feuer von sehr dünnen, kurz gebrochenen Aesten; dasselbe wärmt das Gemach ohne viel Rauch aus. „Wie oft habe ich mich*) in so einem Loch erquickt und erholt, wenn ich durchnäßt und müde von meinen Gängen ankam, und mir von den Eingeborenen, die dann in einem andern Hause schliefen, das Schlafhaus überlassen wurde. Wenn die Thür zugemacht ist, hört man weder Regen noch Wind, noch das Getöse der See. Wer ein gutes Gewissen hat, der schläft da so ruhig, wie in einem Grabe“.

Das Rahmenwerk dieser Häuser ist von hartem Holze. Ohne Grundwerk sind die Hölzer aufrecht in die Erde gegraben. — Und so ist auch ihre andere, zweite Sorte von Häusern, nur höher und größer, mit Fenstern und Thüren und großen Feuerplätzen versehen. In dem Innern mancher Häuser sind Scheidewände angebracht, andere sind bloß wie leere Scheunen, sehr lustig und unbequem.

Die Häuser waren nicht so mit Schnitzereien verziert, wie die Maorihäuser auf Neuseeland, woselbst alle Pfosten ausgeschnitzt waren, und rings in den Häusern und Wohnplätzen Figuren wie mißgestaltete Menschen standen, feindliche Götter, besonders Kikokiko darstellend. — Später gewann übrigens der europäische Baustil allmählich mehr die Herrschaft.

Die Art der Begräbnisse war verschieden. Die einen begruben, die andern verbrannten ihre Toten. Ich bin einmal bei einer Totenverbrennung gegenwärtig gewesen. In einem eingezäunten Platze war ein Scheiterhaufen errichtet, darauf lag der Leichnam, in Lumpen gewickelt. Niemand durfte den Platz betreten außer einem, welcher mit einer Stange den Leib im Feuer zu wälzen hatte. Die Wilden standen außerhalb des Zaunes und heulten auf gräßliche Weise. Sie trugen alles, was sie an Kleidungsstücken aufreiben konnten, an sich. Etlliche Weiber hatten sich ganze

*) So erzählt Engst.

Stücke Rattun um den Leib gewickelt, ein anderer hatte ein weißes Hemd an, trug einen hohen Hut und ein paar Schuhe an seinen Füßen, ein anderer einen Frackrock, dabei war er barfuß und barhäuptig. Jeder trug, was er von Matrosen oder andern Weißen nur hatte erhalten können. Wer an dem eingezäunten Plage etwas anrührte, den strafte Kikofiko auf die eine oder andere Weise. Alle nun, welche die Bibel angenommen hatten, eigneten sich äußerlich die Religion der Missionäre an. Im Herzen aber fürchteten sie Kikofiko mehr, denn zuvor.

Beim Heiraten hatten sie weiter keine Ceremonie, als die folgende. Wünschten die Verwandten eine Vermählung zwischen zwei jungen Leuten, so wurden dieselben nebst vielen anderen eingeladen. Stand nun das Mädchen auf und setzte sich zu dem jungen Manne, so wurde sie seine Frau, im andern Falle hatte er ohne Frau nach Hause zu gehen. Wenn aber die jungen Leute von den Eltern von ihrer eigenen Wahl zurückgehalten wurden, so weiß ich viele Beispiele, daß besonders Frauensleute schnell mit dem Strick bei der Hand waren, um sich zu erhängen.

Dr. Dieffenbach hat, als er die Insel 1840 besuchte, eine Anmerkung gemacht, daß die Maoris die Moriorifrauen verachteten; dem muß ich widersprechen. Ich habe zwei Häuptlinge gekannt, die sehr stolz auf ihre Moriorifrauen waren, und Moriorifrauen, welche die Bewerbung von Maoris anschlügen.

VIII. Die Missionsbestrebungen auf Chatham Island vor Engsts Eintreffen.

(Einschaltung des Bearbeiters.)

In Neuseeland waren zwei Missionen thätig, die der englischen Hochkirche und die methodistische der Wesleyaner. Die erstere begann ihr Werk 1814, und im Jahre 1840 zählte man 44 Missionsstationen, 34 evangelische neben

10 katholischen. Carl Ritter erzählt, daß er 1841 bei der Weihe des ersten Bischofs für Neuseeland, welcher in Auckland residirt, zugegen gewesen sei. Auch die Methodisten hatten in Auckland ein Seminar zur Ausbildung heimischer Lehrer.

Auf den Chathaminseln hatten zwar die Missionäre noch nicht ihre festen Wohnsitze, aber die Maoris waren mit dem Streben und Wollen derselben wohl bekannt. Entweder hatten sie selbst Gelegenheit gehabt, bei einem Besuch auf Neuseeland Missionäre kennen zu lernen, oder sie hatten von Neuseeländern, welche nach Chatham Island kamen, über dieselben erzählen hören. In den Englischen Briefen wird ein methodistischer Missionär erwähnt, welcher auf Chatham Island fest ansässig gewesen sei; wann sich derselbe jedoch dort niederließ, konnte nicht ermittelt werden. Den ersten Schritt von Bedeutung zur Befehung der Chathaminsel that jedenfalls die Gofner'sche Mission. Wir lassen zunächst über diese einige zum Verständniß des Ganzen notwendige orientierende Notizen folgen.

Dem Missionsverein zu Berlin, welcher 1823 (insbesondere in Folge eines Aufrufes von Dr. Aug. Neander „zu milden Beiträgen für evangelische Missionäre“ ins Leben getreten) dem schon 1800 von Zänicke begonnenen Missionswerk neue Kraft verlieh, gehörte bald als einer der Führer auch Gofner an. Aber Differenzen über praktische und konfessionelle Fragen veranlaßten 1836 den Austritt desselben.

Er gründete nun selbständig einen andern Verein, den „evangelischen Missionsverein in Berlin zur Ausbreitung des Christentums unter den Eingebornen der Heidenländer“. Und je mehr die bisherige Berliner Missionsgesellschaft auf das strenge Bekenntnis des Luthertums und auf gewissenhafte theologische Vorbildung drang, desto schärfer betonte Gofner, daß ein tiefes und gediegenes Glaubensleben, ohne bis ins Kleinste fest bestimmtes Bekenntnis, und eine von warmem Interesse für die Sache erfüllte Persönlichkeit die

wesentlichsten Erfordernisse für einen Missionär seien. Auch war er davon überzeugt, daß ein rechter Missionär sein Brot mit seiner Hände Arbeit verdienen müsse, um zugleich den Heiden ein Vorbild des Fleißes und der Einfachheit zu geben.

Eine Anzahl fromm und ernst angelegter Jünglinge, welche meistens dem Handwerkerstande angehörten, scharte Gofner um sich, unterrichtete sie in der einfachsten Weise in dem, was ihm als die „Heilswahrheit“ galt und sandte sie dann als Missionäre aus. Solche Schüler wurden theils von der englischen Mission, theils von anderen aufgenommen. Hauptsächlich diente ihnen, neben ihrer Wirksamkeit, ihr Handwerk zum Unterhalt.

In der Jubiläums-Festschrift der Gofnerschen Mission wird uns berichtet, wie sich zuerst freiwillig 6 Brüder der Herrnhuter Gemeinde bei Gofner gemeldet hatten, welche den Entschluß kund thaten, in seinem Geiste unter den Heiden zu wirken. Diese waren 1838 nach Australien ausgesendet worden. Es folgte die Aussendung von Missionären nach Indien und Nordamerika.

Im Jahre 1839 war unter anderm ein junger Theologe Namens Müller auf einem deutschen Handelsschiffe als Reiseprediger in die Südsee entsandt worden. Und dieser wurde die Veranlassung, zunächst Gofners Augenmerk auf Neuseeland zu richten. Als der Missionsvater 5 junge Männer zur Aussendung bereit hatte, folgte er dem Winkle Müllers. Die Missionäre, in Neuseeland angelangt, fanden kein Unterkommen. „Aber es fügte sich, daß sie nach der einen, der benachbarten Chathaminseln gehen konnten, auf welcher sie sich ansiedelten und unter der dortigen farbigen Bevölkerung zu wirken begannen. Leider waren die andern eingewanderten Elemente dem Christentum wenig hold, und es gab harte Konflikte. Der Tod des einen der fünf, die Uebersiedlung eines andern, des früheren Lehrers Schirmmeister, nach Australien verringerte ihre Zahl. Die drei letzten haben unter großen Schwierigkeiten ausgehalten. Man wußte von

ihnen noch nach Gofners Tode 1858. Später haben sie nichts wieder von sich hören lassen. Wir vermuten, daß die Entwicklung ihrer Niederlassung ähnlich gewesen ist, wie die der australischen.“

Soweit der Bericht seitens der Gofnerschen Mission. (Jubiläumsschrift).

Wir veröffentlichen nun in dieser Schrift die Briefe des einen der drei Ueberlebenden, des Missionars Engst. Somit wird Licht in das Dunkel kommen, wovon noch die Festschrift der Gofnerschen Mission redet.

Später hat Engst sich allerdings ganz von dieser Mission getrennt, und Gofner selbst hat ihn nicht mehr anerkannt. Er hat dann unter den Wilden unabhängig gelebt, wie ein Vater sie belehrend und erziehend. Ist eine starke und große Persönlichkeit, welche sich unter Lebensgefahren inmitten eines verschlagenen und kannibalischen Volkes hohes Ansehen und Autorität verschafft, an und für sich schon interessant, so wird es unser Held besonders auch dadurch, daß wir durch ihn einen Einblick in die Kultur- und Sittenverhältnisse seiner Umgebung und besonders auch ein Bild von der Art erhalten, wie, seiner Meinung nach, eine rechte Mission zu Werke gehen muß.

Engsts Auffassung von der Mission sticht wie Tag und Nacht von der sonst unter den Maoris geübten Mission ab, und oft gerät er mit den Vertretern derselben hart aneinander. Sein Grundsatz ist: Den Heiden das Christentum vorzuleben, streng konsequent in der Forderung äußerer Ordnung und äußeren Rechtes zu sein und so durch Wort und Beispiel zuerst erziehlich auf die Menschen zu wirken. Denn wertlos sei alles bloß äußerlich angenommene Christentum, wertlos, ja eine Sünde, kirchliche Amtshandlungen an Menschen zu vollziehen, die in ihrem Leben und ihrer Gesinnung nach Heiden sind. Doch wir lassen den merkwürdigen Mann von seinen Erlebnissen selbst erzählen und geben in fast wörtlicher Wiedergabe seine Selbstbiographie.

IX. Engsts Selbstbiographie.

Weil Sie in Ihrem Briefe den Wunsch äußerten, daß Sie gern etwas hören möchten, wie ich bewogen wurde, mich zum Missionsberufe zu wenden, so will ich Ihnen einzältig die Hauptzüge von meinem Leben anmerken, worin ich die verborgene Gnadenhand Gottes nicht verkennen kann.*)

Mein Vater war ein Landwirt auf einer kleinen Besitzung in Oberludwigsdorf bei Görlitz, welche man dort „Gärtnernahrung“ nennt. Sein Name war J. Christoph Engst, von Profession war er ein Schuhmacher, und meine Mutter, Marie Rosine, geb. Winkler, stammte aus demselben Orte. Wir waren 4 Kinder, 2 Knaben und 2 Mädchen. Ich war der älteste der Knaben, geboren den 25. Febr. 1819. Da mein Vater sich vielfach auch außer dem Hause beschäftigte, lag meiner Mutter hauptsächlich die Leitung und Erziehung der Kinder ob. Sie hielt uns fleißig zur Arbeit und zur Schule und von früher Jugend zum Gebet an, nach der Vorschrift unseres Katechismus: des Morgens, des Abends und bei den Mahlzeiten. Neben dem Schulunterricht genoß ich auch Privatstunden im Schreiben, Rechnen, Zeichnen und allem, was in der Schule betrieben wurde. Meine Privatstunden hatte ich des Morgens von 5—7 Uhr vor der Schulzeit. Es wurde damals ein sehr großer Wert auf das Auswendiglernen gelegt.

Nach vollendeten Schuljahren sollte ich mich entschließen, eine Profession zu erlernen und mein Sinn neigte zum Tischlerhandwerk. Ehe ich aber dazu gelangte, vermietete mich mein Vater zur Herrschaft desselben Ortes für ein Jahr als Schäferhirt. Neben dem Hüten der Schafe hatte ich viel zu thun, besonders als Bote für die Madame. Ich war der jüngste von 13 Diensthöten und fast jedermanns Knecht. Der Schäfer auf diesem Gute hielt sich zur herrnhutischen Gemeinde. Derselbe gab mir gewöhnlich etwas zu lesen mit aufs Feld, während ich die Lämmer hütete. Anfangs las ich

*) Der Brief ist abgesandt am 14. Febr. 99.

feine Traktate mit Vergnügen. Es dauerte aber nicht lange, so hatte ich das Gefühl, als ob diese Schriften mir alles, was ich in der Schule gelernt hatte, ins Dunkle stellen wollten. In der Schule war ich der erste von 100 Schülern gewesen, und meine Lehrer hielten viel von mir, und ganz natürlich dachte ich ebenso. Und wenn ich nun nach diesen Büchern meine Sündhaftigkeit geschilbert fand, konnte ich es nicht leugnen, (daß sie recht hatten), denn ich fühlte es in mir, und je mehr ich las, — so schien mir, — desto schlechter wurde ich. Ich wußte und kannte nicht den Unterschied zwischen der natürlichen Schule und der Geisteschule. Je mehr ich meine Sündhaftigkeit fühlte, desto mehr Fleiß wandte ich an, mir selber zu helfen, und das vergrößerte meine Not, meine Augen wurden nur selten trocken.

Der Schäfer hatte auch keine tiefe Erfahrung, sonst hätte er mich unterwiesen, und von mir selber hatte ich auch den Mut nicht, ihm zu sagen, was mir fehlte. Ich wurde endlich ganz überzeugt, daß nicht nur ich, sondern auch meine Schulkameraden konfirmirt worden waren, ohne sich und Gott zu kennen und, daß die ganze Welt im Argen liegt, und nur wenige sind, welche Gott fürchten. Ich war dabei nicht ohne Trost, denn mein Beten und Weinen verschaffte mir immer wieder Milderung, und wie ich später erkannte, fing ich damals an, Gott zu fürchten, welches der Weisheit Anfang ist. Meine eigene Richtung aber ging dahin, in meiner erwählten Profession weise und vollkommen zu werden, und ich dachte, wenn ich unter solche kommen werde, die auch so denken, dann wird sich meine Traurigkeit wieder in Freude verwandeln, und ich werde meinen Zweck erreichen. Aber Gottes Wege waren höher denn meine Wege.

Anstatt in der Stadt, fügte es sich so, daß ich auf dem Dorfe lernen mußte, was ganz gegen meinen Plan war. Dort mußte ich wieder Schuhpuher für alle sein. Doch ich war nun schon so weit gebrochen, daß ich alles mit geduldiger Ergebenheit gern that, und mein Meister bekannte zu andern,

ohne es mich wissen zu lassen, daß er einen solchen Jungen noch nie gehabt hätte. Mich aber konnte das nicht mehr erreichen, ich kannte meinen Jammer besser, denn irgend jemand anders.

Das Dorf, in dem ich lernte, war von meinem Geburtsorte $1\frac{1}{2}$ deutsche Meilen entfernt. Der Weg, den ich durch Wald, Felder und Bäche oft wandelte, wurde mir während der drei Lehrjahre zu meiner Kirche, wo ich alles, was mich beschwerte, vor die Füße meines Gottes legte, und durch einen Thränenerguß, wozu mein Gemüt geneigt war, fühlte ich Erledigung von meiner Bürde, oder „es lag mir sanft auf“. Nach Verlauf dieser drei Jahre verließ ich den Ort, um nach meinem Geburtsorte zurückzukehren. Neben meiner dortigen Thätigkeit beschäftigte ich mich mit Zeichnen und besuchte in der Stadt die Zeichenschule. Auch hier wurde ich von dem Meister als der beste Zeichenschüler bezeichnet. *) Aber jetzt wußte ich schon, daß dies eine natürliche Gabe ist, die mir nicht zur Seligkeit helfen und mich auch nicht daran hindern konnte.

Der Meister, bei welchem ich zeichnen gelernt hatte, nahm mich in Arbeit. Er war der erste Meister in der Stadt. Zwei auffallende, vorläufige Gnadenerweisungen, welche mir zu teil wurden, mögen hier eine Stelle finden. An einem Sonntage ging ich mit meinen Nebengesellen spazieren. Wir passierten eine Wachsfigurenausstellung, welche wir beschauten. An der Seite dieses Zeltes war ein besonderes Gemach, wofür extra bezahlt werden mußte, es war ein unzüchtiges Bild, das weigerte ich mich zu sehen. Als wir nun weitergingen, nahmen meine Nebengesellen die Richtung nach einem Tanzsaal, sie ermahnten mich, mit ihnen zu gehen, ja sie schalteten mich, daß ich gewöhnlich ihre Gemeinschaft verachtete, ich entschuldigte mich aufs beste und verließ sie, um meine Eltern zu besuchen. Als ich aufs freie Feld kam, überfiel mich ein

*) Der nachfolgende Bericht ist bedeutend verkürzt.

solcher Strom von Gebetsgefühlen, daß ich mit Dank und Preis unter Thränen laut ausbrach, sodaß ich oft einhalten mußte, um Atem zu holen, und das dauerte fast eine Stunde.

In einem andern Falle begegnete mir das Gleiche, als ich an einem Sonntag Morgen um 5 Uhr die Glocke der Peterskirche zur Frühpredigt läuten hörte. Mit Lob und Preis und Dank ergossen sich die Thränen, sodaß ich sie kaum aufhalten konnte. Ja ich fühlte mich davon müde, dem Leibe nach, und doch so frohvoll in der Seele.

An einem Donnerstage im April 1839 nahm ich Abschied von meinen Verwandten, verließ Görlitz und wandte mich nach Breslau. Ich war damals 20 Jahr. Da ich in Breslau keine Arbeit fand, wanderte ich weiter nach Berlin und arbeitete dort bei verschiedenen Meistern, d. h. immer nur so lange, als ich an den gerade vorliegenden Arbeiten lernen konnte. Meinen Verdienst wandte ich dazu an, im Zeichnen, in Geometrie und Arithmetik Unterricht zu nehmen.

Es traf sich auch, daß ich mit solchen zusammen kam, die „Fromme“ genannt wurden. Mit ihnen besuchte ich auch die Versammlung der Bibelgesellschaft, schaffte mir eine Bibel an, welche ich fleißig benutzte und hörte die Predigten der „gläubigen“ Prediger, eines Arndt an der Parochialkirche, Kober an der h. Dreifaltigkeitskirche, Gofner an der Bethlehemskirche und noch manches anderen, dadurch kam ich in einen harten Streit mit mir selber. Die heilige Schrift sagte mir: „Einz ist not“ und „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch solches alles zufallen“, und die andere weltliche Denkweise versprach mir nicht, daß mir das Reich Gottes zufallen würde, wenn ich das irdische zuerst suche. Auch das Gleichnis von dem Kaufmann, der köstliche Perlen suchte, und des Herrn Wort: „Was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse?“ ja, eine ganze Compagnie mit himmlischen Waffen streckte sich gegen meinen Lieblingsgötzen: „etwas in der Welt zu werden“. Viele Nächte und Tage habe ich so zugebracht und die Kosten überschlagen.

Das letzte Mal in der Akademie, bis mir über meinem Sinnen und Denken meine Zeicheninstrumente aus der Hand fielen. Ganz allmählich überwand mich die Liebe Gottes, die mir so geduldig nachgegangen war. Ich fühlte eine innere, wohlthuende Reue, und alles, worin ich meinen Nebenmenschen unrecht gethan hatte, betrübte mich herzlich, und im Gefühl dieser Reue und Buße fühlte ich den Frieden Gottes in meiner Seele.

Mein ganzer Sinn ging darauf, mein ganzes Leben dem zu widmen, der sein Leben für mich gab, lange zuvor, ehe ich mein Dasein von ihm empfang. Ich fragte: „Herr hast du nicht etwas zu thun für mich, worinnen ich mit Leib und Seele auf eine direkte Weise dir dienen kann? Und wenn es auch noch so gering wäre?“ Da trat Gofners Mission oft vor meine Seele, und doch trug ich noch Bedenken, mich zu entschließen, theils weil mir die Sache zu wichtig schien, theils meiner Verwandten wegen, theils weil ich dachte, hier ist Not genug, in unserer finstern Christenheit ein Salz im Fleische zu sein, — und ich hielt an mit Bitten. Doch von meiner Sorge machte mich der Herr frei. Beim Bibellesen machte der heilige Geist die Stelle Jeremias 24, 7 in meinem Herzen lebendig und siegelte es mit seinem Frieden. Damit legte ich diese ganze Sorge vor seine Füße und wurde frei davon.

Oft hatte ich in früher Kindheit mit angehört, wie unsere Mutter meine Schwestern zur Keuschheit ermahnte; „diese mochten damals nicht viel davon abgekriegt haben, denn sie liebten die Welt.“ Aber mich begleiteten die Worte der Mutter auf Schritt und Tritt. Vor meinem Abschiede von der Heimat wollte sie mich dazu bewegen, daß ich einem uns von Kindheit auf bekannten Mädchen das Eheversprechen gäbe, denn sie hielt dieselbe für eine für mich passende Partie. Das Mädchen selbst hatte geäußert, wenn ich sie nicht heiratete, würde sie ledig bleiben. Ich jedoch antwortete: „Liebe Mutter, ich weiß nicht, was mir in der Fremde begegnen kann, und ich bin jetzt jung und dumm, ich fühle mich nicht geneigt, das zu thun“, so gab sie sich zufrieden.

Später machte ich mir Vorwürfe; weil ich nicht entschieden „Nein“ gesagt hatte, konnte sie möglicherweise noch hoffen. Das beschwerte meine Seele. Weil ich aber nun schon wußte, wo Rat zu finden ist für alle Umstände, brachte ich auch dieses vor dieses Gericht, und ich wurde hingewiesen auf 1. Cor. 7, 37, und der mich darauf hinwies, schenkte mir seinen Frieden, welcher höher ist als alle Vernunft. Ich weiß wohl, daß diese Stelle anders ausgelegt wird, aber der mir es ausgelegt, ist weiser, denn die Menschen sind.

Um dieselbe Zeit mußte ich mich beim Distriktskommissär melden, um in die Garde einzutreten. Derselbe betrachtete mich von Kopf bis Fuß, legte seine Hände auf meine Schultern und sagte, ich würde einen schönen Soldaten abgeben; ich sagte nichts, aber dachte: „nur weißt du nicht, in welchem Regimente“. Als ich in meine Wohnung zurück kam, legte ich die ganze Sache vor Ihn, der alles weiß und sagte: „Du weißt alle Dinge, mein Helfer und mein Hirt! Der König hat Soldaten genug, nimm mich auf in eins deiner Regimente!“

Und er hörte meine Stimme in seinem heiligen Tempel. Denn für diejenigen, welche eine deutsche Militärmaschinerie kennen, bedarf es keiner weiteren Erläuterung, daß einer, der nach der zweiten Musterung die Notiz erhält, sich fertig zu halten, nicht mehr befreit werden kann, es sei denn, daß Gottes Hand ihn unmittelbar davon wegnimmt.

Am zweiten Ostertag ging ich in die Frühpredigt zu Pastor Rober. Er las den Abschnitt Joh. 20, 19—23. Wie er den 21. Vers las, erhielt ich meine Antwort und habe weiter nichts von der Predigt gehört. Den Tag über wurde ich zwar noch von schweren Zweifeln geplagt, und auch die folgende Woche fühlte ich mich ganz zerrissen, und mein Beten wollte vertrocknen. Den nächsten Sonntag ging ich zu Gofner in die Predigt, er predigte über den ungläubigen Thomas und sagte unter anderm: „Warum glaubte er nicht die Worte, die der Herr durch seine Boten zu ihm

fanbte? Zur Strafe nun mußte er eine ganze Woche im Finstern sitzen. Die Freude nun, die er hernach empfand, könnte er eine Woche früher gehabt haben.“ Ich hörte mir's an und konnte mich nur selber schelten. Als die Predigt aus war, schlich ich mich zu Gofnern und bat ihn, mich in seine Mission aufzunehmen.

Ich besuchte nun die Versammlungen zur Erbauung und Ausbildung, welche zum Teil Kandidat Schäfer leitete, auch die Uebungen der neuen Berliner Mission in Wissenschaften und Predigten u. s. w., welche jedermann sehr schätzte und daran rühmte, daß dumme Leute darin könnten zu Predigern umgeschaffen werden, aber die wahre Form eines Heidenmissionars, der Gott gefällt, besteht nicht in solcher Ausbildung. Wenn der Mann mit der Wurfschaufel kommt, treibt er alle Spreu weg, bis auf die Körner, die am Boden liegen bleiben.

Nach etlichen Monaten kam ein Schiffsprediger von Bremen von einem Schiffe des Senator Friß (Frisze), welches von der Südsee zurückgekommen war. Der Kapitän war in der Blind-Bai, welche jetzt Nelson heißt, mit Neuseeländern in Berührung gekommen und hatte von den Einwohnern Proviant und Holz gekauft. Dieselben hatten ihn gebeten, das nächste Mal Missionäre mitzubringen. Friße war mit Gofnern bekannt und veranlaßte denselben, 5 seiner Böglinge auszuwählen. Ich war ursprünglich nicht dabei, doch konnte ich nachher an Stelle eines Ausschcheidenden eintreten.

Als der Polizeibeamte am nächsten Morgen unsere Pässe ausgefertigt hatte, gab er uns seine Hand, küßte uns und wünschte uns Gottes Segen zu unserm Unternehmen. Dann nahm uns Buchhändler Wohlgemut mit in seinen Laden und gab uns jedem ein Buch, welches ich heute noch habe. Gofner segnete mich mit Handauslegen und sagte zu mir: „Siehe, der Herr nimmt dich beim Kopf wie den Habakuk, daß du den zum Tode Verurteilten Speise bringen sollst. Sei darum desto demütiger, weil dir besondere Gnade widerfahren ist!“

Vom anhaltischen Bahnhof fuhren wir von mittags 1 Uhr bis abends in einem offenen Güterwagen bis Magdeburg, von da per Schiff nach Hamburg, woselbst wir am zweiten Tage nachmittags anlangten. Es war die Zeit, als Hamburg gerade brannte. Zu Wagen erreichten wir am folgenden Nachmittage Bremen.

Wir besuchten Senator Frize und seine Dame. Derselbe gewährte uns eine sehr angenehme Unterhaltung. Auch den Tag, ehe das Schiff Bremerhaven verließ, kam derselbe mit seiner ganzen Familie, um die ganze Mannschaft und uns zu sehen und Abschied zu nehmen. Er that und wünschte uns viel Gutes und gab auch dem Kapitän Instruktionen nach dieser Richtung.

Wir erhielten freie Ueberfahrt, dafür mußten wir auf dem Schiffe Hilfe leisten, wann und wo es gefordert wurde, und wie wir es vermochten. Die Namen meiner Gefährten waren Schirrmeister, Müller, Baucke und Beyer. Schirrmeister war Buchhalter und Schreiber des Kapitän; Müller war Gehilfe in der Küche und Kajüte. Baucke und ich standen unter der Anweisung des Schiffszimmermanns. Beyer hatte allerhand Eisenarbeit zu thun, die der Schmied am Schiffe nicht machen konnte. Und daneben, wenn kommandiert wurde, die Segel und Tawe zu ziehen, hatte jeder hinzulegen und hinzuzuspringen. Es war ein Walfischfängerschiff. Wenn sie einen Walfisch fangen, arbeiten sie Tag und Nacht. Alle 4 Stunden schlägt die Glocke, und der eine Teil löst den andern in der Arbeit ab. Wer dem Ruf der Glocke nicht nachkommt, der „kriegt was mit dem Strick“. In den sechs Monaten der Reise lernten wir fast alles, was ein gewöhnlicher Matrose wissen muß, und außerdem machten Baucke und ich eine Hobelbank und allerhand schöne Sachen, Nähkasten u. dgl. sowie nützliche Geräthe.

Das Schiff war sehr gut verproviantiert. Ein guter, sorgsamer und vorsichtiger Kapitän, ein Doktor, ein Schiffsprediger sorgten für unser Wohl. Bis auf die Offiziere,

welche Amerikaner waren, und die Hauptmänner in den Booten, bestand die Besatzung aus Bremern.

X. Die Reise von Bremerhaven nach Chatham Island.

(Von der Reise der 5 Brüder, Franz Schirmeister, David Müller, Oskar Beher, Heinr. Baude und J. G. Engst, gebe ich im Nachfolgenden nur einen kurzen Auszug aus den Berichten des Berliner Blattes „Die Diene auf dem Missionsfelde“, Jahrgang 1842, S. 72 und 1844, S. 25 u. f. w.)

Am 5. Juli fuhren die Missionäre mit dem Schiffe „Juliane“ von Bremerhaven ab, passierten am 8. August den Wendekreis des Krebses, hatten am Kap der guten Hoffnung so mächtige Winde zu bestehen, daß sie ein Segel verloren. Es waren zwei Neuseeländer an Bord, von denen sie die Sprache lernten. Nach mannigfachen Stürmen und Abenteuern landeten sie in Otago-Bai auf Neuseeland und setzten am 16. Januar nach 28 Wochen, mit Lob und Dank gegen Gott erfüllt, den Fuß wieder auf festes Land.

„Hier“ — so berichten sie — „sahen wir die ersten Heiden, Maoris. Sie boten uns Fische an, um dafür Kleidungsstücke zu erhalten. Das Elend dieser armen Geschöpfe ist gräßlich groß. Viele Krüppel sind unter ihnen, einer hatte eine zusammengewachsene Hand, der andere nach innen gewachsene Füße, ein dritter konnte nur „hulken“. (?) Dr. Engst machte einem eine Krücke. Sie sind geistig wie leiblich erkrankt und verkrüppelt. Sie sind mit Wasser getauft, haben den Namen, und sind tot und furchtbar versunken. Die Männer bieten ihre Weiber, die Väter ihre Töchter zur Unzucht an, um Tabak zu bekommen, den sie leidenschaftlich lieben. Der Tabak ist ihr Gott, und sie dienen ihm mit Müßiggang. Das Wort Gottes haben sie, aber sie benutzen es nur zur Unterhaltung und treiben Langeweile damit.“

Da hier die meisten Maoris durch einen Missionär, Mr. Wattring, bereits getauft waren, besiegten unsere Deutschen

einen Schooner, der sie nach der Blind-Bai bringen sollte. Am 25. Januar liefen sie in die Aforua-Bai ein und warfen dort Anker, hier besuchten sie einige dort anwesende Deutsche, welche sich für Gottes Wort nicht unempfänglich zeigten. Am 2. Februar traf das Schiff in Cloudy-Bai ein. Etwa 6 englische Meilen von der Küste wohnte ein Methodist Namens Ironside, der sie aufs freundlichste aufnahm und sie, als sie über Geldmangel klagten, unter Hinweis auf ihre verschiedenen Handfertigkeiten, in denen sie erfahren waren, mit den Worten tröstete „Wechselt die Banknoten ein, die euch der Herr selbst ausgestellt hat“. Ironside verpflegte die Missionäre eine Zeit lang in seinem Hause, auch ein holländischer Israelit Bynen unterstützte dieselben, bis durch eine schriftliche Bürgschaft eines Dr. L. in Sidney die Weiterreise möglich war. Ironside war es auch, welcher die Brüder, die, wie wir wissen, zuerst beabsichtigt hatten, sich an der Blind-Bai als Missionäre niederzulassen, auf den Gedanken brachte, den 2000 Heiden auf der Chathaminsel das Christentum zu bringen.

Leider wußte der Kapitän, welcher sie dorthin brachte, in dem Fahrwasser nicht recht Bescheid, so daß unsere Reisenden 8 Tage unterwegs waren, während sie nur für 4 Tage verproviantiert waren. „Lebensmittel, Wasser und Holz war zu Ende“ — so heißt es in dem Briefe — „ja, das Wasser war schon ganz faul. Alles war traurig. Die Frau des Kapitäns weinte und heulte. Gerade als wir am 9ten Tage unsern Morgensegel hielten und um Errettung baten, hieß es: „Land! Land!“ Wir dankten dem Herrn mit gerührtem Herzen. Aber auf dem Verdeck dienten sie dem Teufel, sangen und sprangen, und die Frau des Kapitäns setzte sich vor Freude eine neue Haube auf, um zu zeigen, daß sie die Frau des Kapitäns sei und etwas zu sagen habe.“

Am 13. Juni 1842 waren die Missionäre von Berlin abgereist, am 20. Februar 1843 landeten sie in der Wakarua-Bai vor Chatham Island. Einer der Unterhäuptlinge, Ekaru,

überließ ihnen seine Hütte. Als die Nachricht, daß mitingare pakia (weiße Missionäre) da wären, die ganze Gegend schnell durchlief, wurde die Wohnung Starus nicht leer von Besuchern. Nach ein paar Tagen folgten Engst, Baucke und Beyer der Einladung eines andern Häuptlings; Schirrmeister und Müller blieben bei Staru, der sie reichlich mit Kartoffeln und Zwiebeln versorgte. Später zogen sie in ein etwa eine Meile entferntes, anderes Haus desselben.

XI. Erste Eindrücke.

Einwirkung auf die Wilden.

(Auszüge aus Engsts Briefen.)

Errichtung eines Hauses. Da wir überzeugt waren, daß wir bei den Häuptlingen nicht dauernd bleiben konnten, versuchten wir, uns selbst ein Haus zu bauen. Wir fällten einen Baum, um Bretter zu schneiden, aber wußten nicht, daß dieses Gehölz das Eigentum eines andern war, welcher nicht zu diesem Stamme gehörte. Sie ließen uns ruhig gewähren, bis wir den Baum zu Brettern verarbeitet hatten. Dann kam der Eigentümer mit etlichen andern und verlangte Bezahlung für den Schaden, den wir ihnen gethan hätten. Wir suchten sie zu bedeuten, daß wir nur zu ihrem Nutzen einen notwendigen Anfang mit geordneter Bauthätigkeit machten. Doch gaben sie uns Zeichen, zu gehen, und als wir noch zögerten, hielten sie uns das Beil vor den Kopf, da gingen wir.

Zwei von meinen Brüdern verließen den Platz und wandten sich nach dem Nordostende der Insel. Ich aber blieb bei dem Häuptling, der uns zuerst aufgenommen hatte, arbeitete für ihn und verdiente so meine tägliche Nahrung, nämlich Kartoffeln. Das Salz dazu kochte ich von Seewasser. Dadurch, daß ich jetzt allein mit den Maoris war, machte ich rasch Fortschritte in ihrer Sprache. Diese Sprache hat ähnliche Buchstabenlautung, wie die deutsche, und so gelang es mir,

in verhältnismäßig kurzer Zeit mich mit den Eingebornen zu verständigen.

Es war aber noch ein Weißer auf der Insel*), ein Amerikaner. Derselbe war einst mit einer Walfischfängercompagnie, zu der er gehörte, auf der Insel gelandet. Die Schiffsmannschaft hatte den Kapitän und ihn am Lande ausgefesselt, den Schooner gestohlen und mit demselben das Weite gesucht. (Der Kapitän war vermutlich, da er nicht wieder erwähnt wird, gestorben.) Der Amerikaner aber lebte mit des Häuptlings Schwester zusammen. Als derselbe nun im Begriff stand, sich ein Haus zu bauen, bat er mich, ihm Thüren und Fenster zu machen. Jetzt hatte ich zum ersten Male Gelegenheit, meine Handfertigkeit auszuüben. Ich lehrte die Maoris das Brettschneiden. Für die fertige Arbeit erhielt ich von dem Amerikaner 5 Pfund Salz.

Nach einiger Zeit wandte ich mich mit einem meiner Kollegen, mit Bruder Schirrmeister, von diesem Stamme weg, um die Bevölkerung auf der Südseite der Insel kennen zu lernen. Die Eingeborenen kamen uns mit großen Vorurteilen entgegen, weil wir arm waren. Wir wandten uns nach Waitangi; dort auf einem Platze, wo etwa 12 Familien wohnten, beschloßen wir, zu bleiben. Ein alter Mann nahm uns freundlich auf, überließ uns gegen billigen Kaufpreis einen Acker Land und half uns ein Haus bauen. Ehe dasselbe vollendet war, wohnten wir unter dem gastlichen Dache des Alten; seine Frau kochte für uns, und wir hatten gewöhnlich etwas Fisch oder Alal zu unseren Kartoffeln; „so lebten wir alle Tage herrlich und in Freuden“.

Versuche eines geistigen und religiösen Einwirkens. Wir bezogen endlich unser Haus und gaben uns der Hoffnung hin, nun einen ernsteren Anfang mit unserer Missionsthätigkeit machen zu können. Bruder Schirrmeister sammelte die Kinder um sich, um sie zu unterrichten.

*) Engsts Schreibweise nach Möglichkeit erhalten.

Auf diese Weise war es am ehesten möglich, einen nachhaltigen Einfluß auf Leben und Gesinnung der Eingeborenen zu gewinnen. Die Kinder kamen gern, und alles ging gut. Als die Woche zu Ende war, erschienen sämtliche Eltern der Kinder und fragten uns, „was die Bezahlung wäre“. Wir freuten uns aufrichtig, unsere Bemühungen doch gewürdigt und anerkannt zu sehen, und sagten, daß wir gern und mit Freuden ohne Entgelt den Unterricht erteilen würden. Aber wir waren enttäuscht und aus allen unsern Himmeln gefallen, als sie uns bedeuteten, daß wir sehr im Irrthume wären, wenn wir meinten, daß wir nichts zu bezahlen hätten dafür, daß sie uns erlaubten, ihre Kinder zu unterrichten. Es wäre Sitte bei allen Missionären in Neuseeland, daß die Eltern der Kinder von den Lehrern Bezahlung erhielten, und das wäre auch in der Ordnung, und wenn wir uns dessen weigerten, so sollten die Kinder auch nicht mehr wieder kommen. Da wir weder eine Bezahlung leisten konnten, noch wollten, und gar keine Lust verspürten, auf den wunderlichen Kontrakt einzugehen, so nahm unsere Schule, welche wir mit den Maorikindern hielten, ein schnelles Ende. Bruder Schirrmeister hatte auch angefangen, den Eingeborenen in ihrem Hause, in welchem sie Versammlungen hielten, Vorlesungen zu halten, worin er ihnen zu Herzen redete, zugleich zeigte, wie falsch das Verfahren der Missionäre gewesen sei, und ihnen aus der Schrift bewies, was sie zu thun hätten. Aber aus vielen, ja täglichen Unterredungen, welche wir mit ihnen hatten, wurde uns klar, daß sie auch hier für das Anhören der Predigten Geld und Geschenke erwarteten, denn „Predigen könnten sie sich selber“. Und es war ganz vergebens, daß wir als Zweck der Predigt erwiesen, klar zu machen, was ein Mensch zu glauben und zu thun habe, und daß von Gott gesandte Prediger nie mit irdischen Gütern kommen, sondern mit der Botschaft vom ewigen Leben, daß wir ihnen aber Gelegenheit geben wollten, irdische Güter zu verdienen, wenn sie fleißig arbeiten wollten.

Das war eine schwere, unbegreifliche Sache für ein nacktes und faules Kannibalengeschlecht. Zumal da ihnen obendrein die Neuseeländer Missionäre schrieben, wenn wir sie nicht taufen wollten, so sollten sie nur herüber nach Neuseeland kommen, dort würden sie ohne weiteres getauft werden.

Erziehung auf praktische Art und durch die Förderung der Kultur. *) Nach diesen ersten Mißerfolgen im Unterrichten fingen die Missionäre, welche so tapfer aufgetreten waren, ihr Werk von einer ganz andern Seite an. Sie wollten durch ihr Vorbild im wirtschaftlichen Leben einen Einfluß auf ihre Umgebung ausüben und durch den Erfolg die Wilden zur Nachahmung antreiben.

In drei Hauptrichtungen bewegte sich die Thätigkeit der Männer: sie befaßten sich mit Holzarbeiten, mit Eisenarbeiten und mit Gärtnerei. Besonders die letzere Thätigkeit und der Ackerbau wurden segensreich für die Insel, denn vorher waren kein Getreide, keine Obstbäume, keine Nutzpflanzen auf der Insel, und von Haustieren gab es nur Hunde und Schweine, welche Walfischfänger eingeführt hatten. Unsere Freunde besaßen ungefähr einen Acker Land, welchen sie mit Weizen besäeten.

Die Eingebornen glaubten, ein Recht auf alles zu haben, was die Deutschen besaßen, und nannten sie Diebe, weil sie sich weigerten, ihre geringen Kleider und Habseligkeiten ohne weiteres herauszugeben.

Zum Zeugnis aber dafür, wie fest und energisch dieselben die Wilden anfaßten und ihnen Begriffe von Recht und rechtmäßigem Erwerb beibrachten, seien hier zwei kleine Episoden erzählt.

Eines Tages kam ein großer, starker Häuptling in ihr Haus und verlangte einen Topf. Die Missionäre sagten ihm, daß er denselben bezahlen müsse. Da ließ er seine Decke

*) Da in dem nächsten Abschnitt bedeutende Aenderungen notwendig waren, fahren wir in der dritten Person fort.

zur Erde fallen und stand ganz nackt vor ihnen, nahm eine drohende Gebärde an und rief aus: „Ich bin ein König, gib mir den Topf!“ Die so Angerufenen antworteten: „Ja, nur dann, wenn du denselben bezahlst.“ Da legte er die Hände auf die Schulter des einen, spie ihn an und rief: „Willst du mir jetzt den Topf geben?“ „Nein“, war die bestimmte Antwort. Da riß er demselben die Rockflügel herunter, drohete das Haus niederbrennen zu wollen, verließ aber endlich mit seinem Sklaven die Wohnstätte.

Ein andermal kam ein Eingeborener und verlangte ein Hemd. Die Missionäre setzten als Kaufpreis, welchen er zu erlegen hatte, ein bestimmtes Maß Kartoffeln. Der Wilde brachte zwar solche, aber verschob es, die besprochene Menge richtig abzumessen und kam nicht wieder; so erhielt er sein Hemd noch nicht. Anstatt dessen kamen etwa 50 Maoris, fielen über die Kartoffeln her, welche schon als Kaufpreis erlegt waren, und streckten sich behaglich, den Deutschen zum Hohne, am Feuer aus. Am nächsten Abend aber kam ein Mann aus Waitangi zum Besuch und brachte den Missionären eine Anzahl Male, die er gefangen hatte. Das machte auf alle den Eindruck einer göttlichen Fügung, und es währte nicht lange, so verließ einer nach dem andern das Haus. Der Käufer aber brachte die doppelte Menge der verlangten Kartoffeln.

Der Weizen, den die Missionäre gesät hatten, ging wunderbar schön auf. Einzelne Aehren waren 7 Zoll lang und hatten 120 Körner. Als die Eingeborenen das aus dieser Weizenernte gebäckene Brot gekostet hatten, wollten sie alle Körner zur Aussaat haben. Und da auch bei ihnen der Erfolg nicht ausblieb, fiel es wie ein Fieber über alle auf der Insel, Weizen zu bauen, so daß es im zweiten Jahre schwer hielt, genug Samen herbeizuschaffen.

Gleichzeitig hatten die Missionäre viel damit zu thun, fortwährend Rechen zum Einharfen der Aussaat anzufertigen. Auch lieferten sie den Wilden selbstgefertigte Handmühlen

zum Mahlen des Getreides von Stahl und Eisen, ehe sie eine Windmühle bauten. Aber umsonst wurde nichts gegeben. Jedes Ding hatte seinen Preis, und die Bezahlung mußte in Kartoffeln, Weizen oder Schweinen erfolgen. Im Jahre 1843 brachten die Brüder 6 Apfelbäume von einem deutschen Baron Alsdorf von Neuseeland mit. Von diesen Bäumen, welche das vierte Jahr schon trugen, wurden Tausende gepflanzt, so daß Obstgärten auf der ganzen Insel erblühten. Diese 6 Sorten sind jetzt noch die besten auf der Insel. Die Einwohner wurden durch alle diese Unternehmungen zur Thätigkeit gereizt.

Die Handwerkerthätigkeit der Missionäre umfaßte alle Sorten von Klempnerarbeit (Schüsseln, Teller, Becher, Lampen) sowie besonders Eisenarbeit. Gewöhnlich standen zwei in der Schmiede und machten Sensen, Sicheln, Aexte, Bohrer, Hämmer und alle Arten Werkzeuge für Holzarbeiter, hauptsächlich Messer aller Arten. Ebenso wurden die alten, noch mit Feuersteinschloß versehenen Flinten, welche die Eingebornen als Bezahlung von der Neuseelandcompagnie für Land empfangen hatten, und welche unbrauchbar waren, zur Perkussionsform umgeändert. Die Holzarbeiten bestanden gewöhnlich im Bootsbau*), auch fertigten sie viele Hausgeräte.

Die Erwerbung eines größeren Schiffes. Eine große Nothwendigkeit, um den Verkehr mit Neuseeland herzustellen, war der Besitz eines Schiffes. Da kein passendes Holz auf der Insel war, um ein solches zu bauen, gingen die Brüder auf die Nachbarinsel Pitt-Island. Als dort die Bretter schon geschnitten waren, verbrannte jedoch ein alter Eingeborner das bereits in Arbeit befindliche Holz, weil die Deutschen nicht schnell genug mit der Bezahlung waren, da sie gehofft hatten, er werde für den vorliegenden, dem allgemeinen Nutzen dienenden Zweck ein opferwilliges Entgegenkommen zeigen. So blieb nichts übrig, als durch fleißige

*) Ueber den Bau der Boote folgt später Ausführliches.

Arbeit soviel zu erwerben, daß schließlich ein Fahrzeug gekauft werden konnte. Den Missionären gelang es, ihren Weizen, ihr Fleisch und ihre Kartoffeln nach Neuseeland zu gutem Preise abzusetzen. Mit Wellington auf Neuseeland knüpften sie zuerst Verbindungen an, und ein Agent daselbst kaufte, halb für eigne Rechnung, halb für die der Missionäre, ein Fahrzeug, welches ein Mann aus River Hutt gebaut hatte. Dasselbe war ca. 58 Reg.-Tons groß, groß genug, um die Verbindung zwischen Neuseeland und den Chathaminseln zu unterhalten.

Die Erwerbung dieses Schiffes war ein großer Fortschritt. Jetzt konnte ein jeder, der arbeiten wollte, durch Ackerbau und Handel reichlich verdienen. Engst hatte vor allem den Handel zu besorgen, auch die Güter zu verteilen und zu verkaufen. Es war für ihn nicht leicht, die ganze Insel mit Kleidern und allerhand Werkzeugen und Lebensbedürfnissen zu versorgen. Wie oft ist der Wackere bei Nacht von einem Orte zum andern gegangen! Freilich kannte er die Wege im Finstern ebenso gut wie am Tage. An jedem Orte bestellte er sich einen Kommissionär, dem er vertrauen konnte. Dieser gab die Waren weiter und wußte wohl, wem in seiner Umgebung Kredit gegeben werden konnte.

Seitdem die Bewohner der Chathaminsel im Besitz des Schiffes waren, gestaltete sich vieles für sie günstiger. Viele Artikel konnten sie jetzt billiger kaufen, als selbst anfertigen und für jegliche Arbeit bequem das Material beziehen. Wie beschwerlich war dagegen das Reisen früher! Als im Jahre 1849 *) Engst nach Neuseeland gefahren war, mußte derselbe volle 5 Monate warten, ehe er Gelegenheit zur Rückfahrt hatte. Nachher war das anders, so daß Engst in freudiger Bewegung versichern kann: „Ja, ich sage die Wahrheit, wenn ich ausspreche: „Jeder fühlte sich jetzt glücklich.“

*) Wann das Schiff erworben worden, geht aus den Briefen nicht hervor. Jedenfalls also nach 1849.

XII. Die Eheschließung von drei Brüdern. Das häusliche Leben.

Teils weil sich die Missionäre selbst zu einsam fühlten, teils weil sie von der klaren Ueberzeugung ausgingen, daß sie durch das Beispiel eines christlichen Hauswesens am besten auf die Wilden würden einwirken können, hatten sich ein paar der Brüder nach Berlin gewandt mit der Bitte um die Nachsendung von Frauen. Die Ankunft derselben und die dreifache, bald darauf unter eigenartigen Umständen folgende Eheschließung geben wir nach der Schilderung der Missionszeitschrift „Die Biene“ *) nach Briefen des Br. Schirrmeister an Gofner.

28. März 1846. Nun danket alle Gott! Die drei Schwestern, die am 19. September von Berlin, am 11. Oktober von Bremen abreisten, sind am 25. März glücklich und wohlbehalten hier angekommen, um uns in dem Werke des Herrn zu unterstützen. . . Auf die Heidenfrauen konnten wir bisher gar nicht wirken, und das ist ein wichtiger Teil der Missionsthätigkeit. Wir wollen uns erst durch Gebet recht stärken und nach Ostern die Verbindung mit den Schwestern vornehmen.

Chathaminsel, den 24. April 1846. Am 27. März hatten wir, wie wir Ihnen schon meldeten, die Freude, die Schwestern in unser kleines und einfaches, aber recht freundliches Häuschen zu Hawaruwaru einzuführen. Zuerst sollten sich die Schwestern von ihrer langen und beschwerlichen Reise erholen und durch stilles Gebet und Flehen ihre Herzen im Herrn stärken. Indes konnten wir uns nach und nach aussprechen und gegenseitig näher kennen lernen. Gott führte alles anders und weit schneller, als wir uns dachten. Jes. 55 V. 8 u. 9. Br. Baucke kam von Wakuru, und da ging alles anders. Es war der 7. April, wo der Herr wirklich einen jeden bei der Hand zu nehmen schien; wir wollten

*) Jahrgang 1847.

alles ruhig gehen lassen, am Feste recht beten und auf die Wege des Herrn merken und ihn walten lassen, damit wir keine Thorheit begingen. Da aber Br. Baucke nach dem Osterfest wieder auf seine Station zurück mußte, so nötigten uns die Umstände, alles sogleich abzumachen. Wir beteten und redeten mit den Schwestern, daß sie sich zuerst erklären möchten, um ihre Neigung kennen zu lernen, aber jede sagte: „Des Herrn Wille geschehe! Wir sind ganz ergeben und haben alle Brüder gleich lieb.“ Nachdem sie aber sehr gedrängt wurden, offenherzig vor Gott ihre Meinung zu sagen, so erklärten sie sich endlich, und es wurde alles in Liebe und Frieden abgemacht. Br. Engst trat freiwillig zurück, für Beyer ward keine gefunden, und so gingen denn wir drei zu den Schwestern; Br. Baucke reichte der Martha, Br. Müller der Dorothea und ich (Schirrmeister) der Alwine die Hand und sagten: „Das soll unsere Verlobung sein“. Darauf fielen wir alle nieder und erflehten des Herrn Segen. Die Trauung mußte nun bald geschehen, wegen Br. Bauckes Rückkehr. Die Kiste, in der die Hochzeitskleider der Schwestern waren, war noch nicht da, aber darüber kamen wir bald fort. . . Wir hatten bei der Trauung sehr feierliche und gesegnete Stunden. Geschw. Baucke zogen nach dem Feste nach Wakuru.

Das Familienleben, in welchem nach Art der ersten Christen Gütergemeinschaft festgehalten wurde, lehnte sich an die vaterländischen Gewohnheiten.

Bericht des Br. Engst. Briefauszüge. Um 5 Uhr begann der Tag, um 7 Uhr war Frühstückszeit. Nach einer gemeinsamen Andacht, welche aus Bibellektionen, Gebet und Gesang bestand, ging jeder an seine Arbeit.

Die Schwestern hielten die Ordnung im Hause, spinnen Wolle, strickten Jacken, Strümpfe und Unterkleider, welche viel besser als die Fabrikartikel waren. Alle drei waren Diakonissen in Vater Sohners Krankenhaus gewesen, sie waren willig und geschickt und konnten sich in alles fügen. Am Abend wurde die Gewohnheit des Bibellesens wiederholt, nachher

zog sich ein jeder zu seiner Ruhestätte zurück; so ging es einen, wie alle Tage.

Unser Haus war wie ein Marktplatz, täglich kamen Leute von der ganzen Insel; einer hatte dies zu bestellen, der andere etwas anders. Wer nicht ehrlich handelte, dem gaben wir nicht die Hand, wenn er kam, und er wußte wohl, was dies bedeutete, nämlich, daß wir nichts mit ihm zu thun haben wollten. Allerdings hatten wir auch manche Unehrllichkeit zu bekämpfen; denn es kam gar nicht selten vor, daß die Maoris unten in die Körbe, welche sie brachten, schlechte Kartoffeln oder schlechten Weizen thaten.

XIII. Gesteigerte Lebensbedürfnisse.

Ehe es uns möglich war, eine Verbindung mit Neuseeland anzuknüpfen, bezogen wir die Hauptgegenstände für unser Bedürfnis von den amerikanischen Walfischfängerschiffen. Wir erhielten so Tabak, Kattun, Aerte, Töpfe u. dgl. mehr, und die Eingebornen bezahlten mit Kartoffeln und Schweinen. Die Ortschaft, in deren Nähe ein Schiff landete, konnte sich dies als besonderes Glück rechnen. Bestimmte Kaufpreise waren noch nicht festgesetzt, die Amerikaner aber waren sehr vorsichtig im Handel.

Als wir nun selbst ein Fahrzeug hatten, kamen nicht mehr soviel Schiffe. Die Hauptartikel unseres Handels waren Weizen, Fleisch, manchmal Fischöl, vornehmlich Kartoffeln. Die Kartoffeln von Chatham Island sind die besten in der Südsee.

Durch diese Handelsbeziehungen wurde die Lage der Einwohner und ihr gesamter Kulturzustand sehr gehoben. Sie fingen an, die Notwendigkeit und das Bedürfnis für viele Dinge zu fühlen und in ihren bessern Lebenseinrichtungen allerhand Fortschritte zu machen. Das Streben und Wünschen erstreckte sich jetzt nicht mehr bloß auf Nahrung, auf Kleider und Schuhe; auch Erfordernisse für Haus und Hof, als Pferde,

Ochsen, Kühe, Schafe, Wagen und Geschirr und Boote machten sich geltend. Zwar ging alles langsam; denn die Mittel zu solchen Anschaffungen mußten sich die Leute mit ihrer Hände Arbeit erwerben; aber es war doch ein Anfang gemacht.

Der Bau von Booten. *) Die Maoris, welche, wie erwähnt, 1836/37 flüchtend vor einem andern Stamme aus Neuseeland nach Chatham Island gekommen waren, hatten die erforderliche Zahl von Canoes nicht mitbringen können. Es war Mangel an Booten. Zuweilen ließen die Walfischfänger für einen hohen Preis ein altes, ausgebrauchtes, wenn auch vielleicht schön angestrichenes Boot hier zurück. Nach dem Modell eines solchen, weil sich mit dieser Art von Fahrzeugen leicht und gut an jedem Strande landen läßt, bauten wir uns das erste eigene Boot. Wir zimmerten dasselbe aus einem auf der Insel wachsenden Holze und machten uns Nägel aus Kupfer, welches uns von zerbrochenen Schiffen unter die Hände kam.

Als das Boot fertig war, wollte es jeder haben, weil es so gut und schnell segelte. Ich baute ein zweites von derselben Größe, nur ein wenig voller nach hinten, ein drittes, größeres; kurz, im Laufe der Zeit haben wir über 20 Boote von verschiedener Größe angefertigt; denn an jedem Plage wollte man wenigstens ein Boot haben; auch lehrte ich die Eingebornen, wie sie sich die Materialien selbst zurichten und das Holz schneiden könnten; dann fügten wir an Ort und Stelle das Boot zusammen.

Die Einführung von Kühen, Schafen und Pferden. Kurz ehe wir auf der Chathaminsel landeten, waren zwar schon Kühe und Schafe auf der Insel, dieselben waren aber Eigenthum von zwei Besitzern auf Neuseeland.

Es war nämlich 1840 ein Schiff der Neuseelandcompany hierher gekommen, und der Agent der letzteren schickte bald darauf eine Anzahl Kühe hierher zur Vermehrung. Als jedoch

*) Aus Englis Priesen sehr verkürzt und umgearbeitet.

die Company ihren Besitz an die Regierung abtrat, wurden dieselben wieder weggeholt. Nur etliche blieben hier, wovon wir zwei Stück und auch einige Eingeborne ein paar kauften. Nachdem sich dieselben nach einigen Jahren zu einer stattlichen Herde vermehrt hatten, verkauften wir sie an die Maoris.

Ebenso war es auch mit den Schafen.

Ein Deutscher, Baron Alsdorf von Wellington, schickte 50 Merino (Sachsen) Mutterchafe, welche er von Sidney bezogen hatte, nach der Chathaminsel. Als diese sich bis auf 300 vermehrt hatten, kauften wir dieselben teilweise für die Eingebornen; dennoch war das Interesse augenblicklich weniger diesem als einem andern Gegenstande zugewendet. Denn zu der Zeit waren in Californien und Neuhollland die Goldfelder entdeckt worden, und deshalb wandte sich jedermann dem Weizen- und Kartoffelbau zu, da man für diese Artikel Absatz fand. Und manches Stück Buschland wurde zu diesem Zwecke urbar gemacht. Das erste Schiff aus Californien kam 1850 und kaufte 200 Tonnen für einen sehr billigen Preis. Zwei Jahre später wurde in Melbourne und Sidney Gold gefunden, und nachdem der Handel zwischen Neuseeland und Chatham Island recht im Gange war, erhielten die Eingebornen bessere Preise für ihre Artikel.

Ungefähr um dieselbe Zeit kauften wir das erste Pferd von Baron Alsdorf für den teuren Preis von 40 £. Es kam auf einem Schiffe, welches hier landete, um eine Ladung Kartoffeln zu holen. Als die Eingebornen das Pferd sahen, wie es von seinem Reiter regiert wurde, wollten alle ein Pferd haben. Eine Ladung Pferde wurde infolgedessen von Sidney bezogen, doch sie deckte den Bedarf nicht.

Als einige Spekulanten, besonders in Sidney, erst inne wurden, daß hier viel Weizen und Kartoffeln gebaut würden, überprüften sie unsere Lage und rissen, wie die Engländer sagen, uns ein Blatt aus unserem Buch. Denn sie schickten etliche Ladungen Pferde hierher, dazu allerhand andere Güter, welche sie sehr billig auf Auktionen gekauft hatten, und da

sie überdies dafür keinen Zoll zu zahlen hatten, so konnten sie alle Gegenstände auch zu sehr wohlfeilen Preisen abgeben. Dagegen wäre nun natürlich nichts einzuwenden gewesen. Nur eins war sehr beklagenswert und betrübte uns sehr: daß sie die Insel in unsäglichem Maße mit spirituoson Getränken der schädlichsten Sorte überschwemmt. Denn diesen Getränken waren wohl ungesundo Zuthaten beigemischt.

XIV. Verfall im Gefolge der Kultur und des gesteigerten Verkehrs.

Die Einführung der geistigen Getränke that den Eingebornen einen unermesslichen Schaden. Wie man zu Werke ging, erhellt aus folgendem: Als die Eingebornen noch nicht Pferde oder Ochsen dazu abgerichtet hatten, ihre Produkte in die Schiffe zu bringen, und es auch noch an Wagen und Geschirr fehlte, mußten die meisten ihre Säcke auf die Schultern nehmen und bis an die Mitte ihres Leibes ins Wasser gehen, um die Boote zu laden. Und während dann die Boote zum Schiffe fuhren, ausluden und wieder zurückkamen, setzten sie sich an große Feuer, um sich bei kaltem Wetter zu wärmen. Nun brachten ihnen die Käufer ihren vergifteten Stoff, damit sie, wie man sagte, die Kälte nicht fühlten. Viele gewöhnten sich an geistige Getränke, und die Folge war, daß etliche die Auszehrung bekamen und daran starben. Weil die Produkte des Landes damals noch einen guten Preis brachten, so wurde nicht wenig mit berausenden Getränken verschwendet. Die Geschäfte gingen noch gut. Das eine Jahr wurden mehr als tausend Tonnen Kartoffeln von hier weggeholt und eine große Menge Weizen.

Nach ein paar Jahren aber hatten in Neuseeland und in andern Gegenden die Kolonisten ihr Augenmerk auf den Anbau derselben Produkte gerichtet, welche wir liefern konnten; der Preis fing an zu fallen. Die Käufer kauften in Neuseeland billiger als hier. Auch konnten unsere Inselaner schon

darum nicht mit den Neuseeländern Schritt halten, weil diese ihre Arbeiten mit Maschinen betrieben, die unsern aber bloß mit der Hand. Wir mußten nun mit unserm Handel auf die Seite treten. Dazu kam, daß unser Fahrzeug auf unaufgeklärte Weise verloren ging. Wir haben nichts wieder von demselben gehört. Freilich blieb noch so viel Verbindung mit Neuseeland, daß jedermann seine Bedürfnisse von dort beziehen konnte; aber die Güter wurden wieder teurer; denn wer von dort aus nach hierher handelte, that es nur um seines Vorteils willen, ohne Rücksicht auf die Maoris. Viele von den besseren Eingebornen weinten, als unser Fahrzeug verloren ging. Endlich kam es so weit, daß es sich nicht mehr lohnte, Weizen und Kartoffeln von hier auszuführen. Zum Glück hatte sich das Rindvieh so vermehrt, daß ganze Herden fast ohne Aufsicht einhergingen, während in Neuseeland die Ochsen und Kühe teurer waren. Denn zu derselben Zeit war auch in Neuseeland Gold gefunden worden, und da die meisten dortigen Einwohner ihre Aufmerksamkeit diesem Gegenstande widmeten, so konnten wir unser Vieh für einen guten Preis verkaufen. Aber das dauerte nicht lange; denn die Weißen auf Neuseeland waren wachsam in jeder Beziehung, und in kurzer Zeit befaßten sich wieder so viele mit Rindviehzucht, daß es sich nicht mehr lohnte, Ochsen und Kühe zu verschiffen. Nun fingen die Eingebornen an, müde zu werden, da sie sahen, daß die Bewohner Neuseelands in allen Dingen den Vorzug hatten. Sie dachten an ihr Land, aus dem sie einst hierher gekommen, und was sie dort verlassen hatten; es überfiel fast alle ein Heimweh. Sie hatten sich nun mit ihrer Arbeit alles angeschafft und hatten doch keinen Gewinn davon.

In der Kolonie zu Neuseeland war Ueberfluß an englischem Geld, und so kamen denn auch etliche Unternehmungslustige von dort hierher, um sich nach Schafweideplätzen umzusehen. Vielen sagte die Insel für diesen Zweck zu. Das paßte auch den Eingebornen; denn sie hatten sich einmal vorgenommen,

wieder nach Neuseeland zu gehen; darum verpachteten sie recht gern ihr Land und verkauften den Pächtern ihre Schafe, welche sich zu der Zeit schon bedeutend vermehrt hatten, — etliche Landesteile verkauften sie auch an die Weißen, um Geld für ihre Ueberfahrt zu erlangen. Ehe es aber so weit kam, daß sie abreisen konnten, trat eine Epidemie auf, welche viele dahinraffte. Auch noch ein anderes Unglück kam über sie. In dem Jahre, in welchem sie die Insel verlassen wollten, brach eine große Meereswelle herein, es war in der Nacht des 15. August 1868, welche ihnen an ihren Häusern und Besitzungen großen Schaden that. Alle diese Umstände machten ihre Lage sehr beschwerlich. Etliche hatten schon früher die Insel verlassen; im Jahre 1868 gingen im ganzen an 600 von hier weg. Ihre Kinder haben freilich ihre Zahl so ziemlich erhalten. Dennoch werden eher weniger, denn mehr.

Diejenigen, welche an dem Plage hier wohnten, wo ich gegenwärtig bin, hatten sehr wenig Mittel, ihre Ueberfahrtskosten zu bezahlen. Darum kamen sie zu mir mit der Bitte, ihnen das Nötige zu verschaffen. Ich hatte nichts, ich war fast der ärmste Mann auf dieser Insel. Sie wollten mir ihr Land als Pfand in den Händen lassen, und ich sollte ihnen darauf hin das Geld borgen. Ihre Absicht war es, in Neuseeland an die Regierung zu verkaufen, und so hofften sie in der Lage zu sein, mir das Geliehene zurück zu erstatten. Das schien mir eine etwas ungewisse Grundlage zu sein; aber sie thaten alles, was sie konnten, um möglichst sichere Garantien zu bieten.

Die Grenze wurde abgesteckt und jedermann aufgefordert, in einer gewissen Zeit etwaige Ansprüche auf das abgesteckte Land geltend zu machen. Nachdem schließlich die Rechte der Eigentümer anerkannt waren, wurde dem Landmesser übertragen, das Land zu vermessen und eine Karte davon anzufertigen. Nun wurde es mir nicht schwer, das Geld zu borgen. Es kam auf 300 £.

Als jene nun nach Neuseeland kamen, hatten sie nichts

in ihren Händen, um wieder einen Anfang zu machen; so waren sie schlechter bestellt, als sie es hier gewesen waren. Es lief ein Klagebrief über den andern bei mir ein, ich sollte doch mehr Geld senden. Dadurch kam ich in große Verlegenheit. Ich mußte Interessen bezahlen für Geld, welches mir nichts einbrachte, und alle die alten Freunde starben mit wenigen Ausnahmen in kurzen Jahren. Daher konnte ich nicht hoffen, so leicht meine Last los zu werden. In der Zeit, von welcher ich hier spreche, war ich nur noch allein hier; meine Brüder hatten die Insel verlassen; einer war hier gestorben, die Familie eines andern hatte ich bei mir. Meine Lage war der Art, daß ich notwendig Schritte thun mußte, um Geld zu leihen. Ich machte eine Reise nach Neuseeland und beriet mich mit einigen meiner Freunde. Und da die Wolle damals einen guten Preis hatte, schien es mir das beste zu sein, Schafe zu kaufen und ebenso das Land. Geld konnte ich damals genug geliehen erhalten.

Dieser erste Schritt zog andere nach sich. Ich mußte die Grenzen umzäunen, bauen und das Land verbessern. Ich hatte einen schweren Anfang und konnte kaum so viel einnehmen, als ich auszugeben hatte. Dazu kam, daß der Preis der Wolle zu sinken begann, und dabei blieb es, so daß ich als Eigentümer dieses Grundstückes angesehen werde; aber in Wirklichkeit bin ich bloß ein verantwortlicher Haushalter für die, welche das Geld darauf geborgt haben. Ich habe versucht, mich davon zu befreien, aber alles blieb vergeblich, ich kann nicht davon kommen. Endlich finde ich auch aus: „Ich soll hier bleiben. Es ist des Herrn Wille, darum hat er mich hier angebunden, sonst wäre ich wohl schon lange weg von hier.“

Die Gouverneure. *) Wir hatten gehört, daß in Neuseeland ein Gesetz gegen geistige Getränke bestehe. Darum schickten wir von der ganzen Lage einen Bericht an die

*) Aus Engsts Briefen unter Beibehaltung des Stils, nur teilweise verkürzt.

Regierung und ersuchten, daß hier eine Obrigkeit eingesetzt werde, um dem Uebel zu steuern. Unsere Bitte wurde erfüllt und ein Statthalter hergeschickt. Er legte sogleich Zölle auf alle vorhandenen Güter. Wir wiesen ihn auf das Elend hin, welches die Händler unter den Eingebornen anrichteten, und baten ihn, das Gesetz über den Verkauf des Branntweines an Eingeborne in Kraft zu setzen. Er antwortete, dies Gesetz habe bloß den Namen, und es würde gewöhnlich nichts weiter daraus gemacht; auch fügte er hinzu, die Engländer liebten die Freiheit und suchten auch dieselbe unter allen Nationen zu verbreiten. Wir erfahen aus seinem Betragen, daß er sich selber von ganzem Herzen an diesen Freiheiten ergözte; denn er war ein Säufer und unmoralisch in Bezug auf die eingebornen Weiber. Wir hielten es ihm vor; das bewog ihn nur, seine Wut an uns auszulassen. Man hatte uns einen Boock als Gärtner gesetzt. Das machte einen schlimmen Eindruck auf die Eingebornen. Wie viele Male mußten wir hören, wenn wir dieselben ermahnten: „Ihr habt ja selber den Beamten hierhergeschickt, geht hin und predigt ihm. Viele Weiße sind schlechter, als wir.“ Die Besseren freilich erlaubten sich solche Reden nicht. — Ich schickte über den üblen Einfluß des Beamten eine Mitteilung an die Regierung, und er wurde abgesetzt.

Der nachfolgende war in moralischer Hinsicht besser, aber voll Eigendünkel, so daß er sich und andere in Unglück brachte. Zu seiner Zeit wurden 300 Kriegsgefangene aus Neuseeland hierher gebracht. In seinem Dünkel und um bei der Regierung Ehre einzulegen, verringerte er die Wachen. Es kam zu einem Aufstand. Die Gefangenen flüchteten auf dem nächsten Proviantschiffe nach Neuseeland, und auch dort setzten sich die Unruhen weiter fort. Es waren kriegerische Unternehmungen nötig, welche der Regierung $1\frac{1}{2}$ Millionen kosteten.

Der Beamte wurde versetzt, und wir erhielten einen andern, um den es, wo er ging und stand, nach spirituellen

Getränken roch. Er las aber alle Sonntage den Leuten in seinem Zollhause die englische Kirchenliturgie vor. Die Kirche, welche den Eingebornen gehörte, war niedergebrochen. Er zog die meisten jungen Leute an sich; denn er hatte eine Art Museum von unmoralischen Bildern in seinem Hause, und die jungen Leute, welche solches Gift gern trinken, hatten freien Eingang und Ausgang in seinem Hause. Nach kurzer Zeit verließ er um eines Aufstandes willen die Insel von selbst. Dieser Mann hat mehr giftigen und unmoralischen Einfluß auf die Jugend ausgeübt, als irgend jemand anders, der die Insel betreten hat.

Der vierte, der Sprache kundig, früher in der Polizeibranche thätig gewesen, fing gleich sein altes Treiben an, welches er früher in Neuseeland ausgeübt; er war der Anführer bei allen englischen Spielen, Pferderennen, Ballspielen, Wettlaufen, Tanzen u. s. w. Die zwei Friedensrichter verlangten von ihm, er solle heiraten oder sein Amt verlassen, so nahm er denn eine Frau, auch brach er ziemlich den Hals beim Pferderennen, das brachte ihn denn ein wenig zur Besinnung, daß er es nicht mehr so arg machte, wie im Anfang. Mit einer Klage, die ich einst vor ihn brachte gegen einen hiesigen Besitzer, welcher einen 90jährigen Mann um eine Anzahl Schafe betrügen wollte, hielt er mich 3 Jahre hin, so daß der Greis darüber starb. Ich machte einen Bericht an die Regierung, und er wurde abgesetzt.

Der fünfte dieser Herren war bejahrt, auch ein früheres Mitglied der Polizeilandwehr. Er war verheiratet. Aber er wollte um eitler Ehre willen Wunder thun für seine Tanzgesellschaften. Junge Damen hatten sich an einem Tanzabend beim Ueberfahren über einen Fluß die Füße naß gemacht; um nun diesem Uebel abzuhelpen, hielt er bei der Regierung um Geld an, damit eine Brücke gebaut würde, und es gelang ihm auch, indem er die Sache so darstellte, als ob noch anderweitige Notwendigkeit hierfür vorhanden wäre. Ebenso wollte er aus denselben Gründen Geld aufbringen zum Bau

von Straßen und Wegen. Die ganze Insel jedoch ist nicht so viel wert als die Ausführung solcher Pläne kosten würde. Die Schiffe landen überdies allerorten, und jeder bezieht seine Waren zu Wasser und versendet ebenso seine Produkte. Darum widerstanden wir ihm in seinem Wahne. Er nannte uns alle Esel, die er lehren wolle, Hafer fressen. Wir aber blieben bei unseren Disteln. Danach ließ er unter seinen Tänzern zum Bau eines Tanzsaals sammeln und schückte vor, es sei auch ein Lesekabinet damit verbunden. Wir warnten ihn. Er aber meinte, ich glaube wohl, ich sei allein übrig geblieben, wie Elia, der Herr aber habe gesagt, er wolle sich 7000 übriglassen, die die Kniee vor Baal nicht beugen. *) Ich antwortete ihm: „Wenn ihr euren Tanzsaal einweihen werdet, dann seht euch nur um, da werdet ihr eure 7000 alle dort finden, die die Kniee vor der Tanzgöttin beugen.“ Da lachte er. Ich aber spare mir mein Lachen bis auf eine andere Zeit; wer zuletzt lacht, der lacht am besten.

Engst ist der Ansicht, daß die schnelle Entwicklung englischer Kolonien wesentlich mit begünstigt worden sei durch die bestehenden Gesetze, welche „den Borgenden“ ganz in die Hände „des Borgers“ geben. Manche Advokaten seien überdies die Handlanger reicher, rücksichtsloser Spekulanten, und wen diese einmal in ihren Netzen gefangen haben, dem verschanzen sie die Auswege und lassen ihn nicht aus ihren Händen kommen, „bis sie ihm das Blut ausgesaugt haben, genau wie es die Spinne bei der Fliege macht. Die Geldverleiher“ — so führt Engst aus — „achten sehr sorgfältig darauf, daß die Grundstücke, auf welche sie Geld borgen, in gutem Zustande bleiben; denn sie betrachten schon von der Zeit an, daß sie Geld darauf borgten, das Grundstück als ihr Eigentum. Wer sie nicht befriedigt, wird ausgestoßen, und ein anderer an seine Stelle gesetzt. Denn die Spinnen warten ihre Gelegenheit ab, und dieselben kommen oft ganz

*) 1. Kön. 19, 14 u. 18.

unverhofft, besonders, wenn die Produkte heruntergehen. Auf diese Art ausgefaugte Fliegen sieht man in großer Menge mit hängenden Köpfen umhergehen, die als Pioniere ihr Leben aufgeopfert haben für die schöne Kolonie. Geld ist genug hier, aber diejenigen, die es im Schweiß ihres Angesichts verdoppeln und vervielfältigen, nennen es nicht ihr Eigentum.

Ein Deutscher käme mit Fleiß und Ausdauer wohl auch zum Ziele, aber das geht jenen viel zu langsam. In dieser Zeit werfen sie wohl 3 oder 4 (Besitzer) heraus und pflanzen andere an ihre Stätte; denn jeder bringt etwas mit. Die Menschen sind nichts in ihrer Meinung, das Geld ist alles. Eine solche Methode kann mit Recht eine übergoldete Sklaverei genannt werden.“

Gründe des Verfalls. Es sind viele Vermutungen aufgestellt worden über die Verminderung der uncivilisierten Völker, sobald Weiße unter sie kommen. Aber meine Vermutung, welche ich bei den Maoris und Morioris bestätigt gefunden habe, ist folgende: Es ist nicht die Kleidung und die veränderte Lebensweise u. s. w., was schädigend einwirkt. Aber wenn ansteckende Krankheiten und Laster unter ungesalzene Völkerschaften kommen, so wirkt das unvermerkt auf Lebensfähigkeit und Fruchtbarkeit. Viele nun, welche mäßig und thätig kleiben, entziehen sich solchen Einflüssen und bewahren ihr Leben. Die Wollüstigen und Trägen aber, die nur nach Lastern und Ergötzlichkeiten hungern und dürsten, treibt der Wind wegz, wie der Nebel vor der Sonne.

Mit den Abkömmlingen der eingewanderten Europäer aber hat es folgende Bewandtnis. Wir richteten vergleichungsweise den Blick ins Pflanzen- und Tierreich. Ich habe Bäume von auswärts gepflanzt, um dauerhaftes Nutzholz zu erzeugen, und habe mich über die Maßen gefreut, daß nach 30 oder 40 Jahren der Baum solche Größe und solchen Umfang hatte, daß ich den Stamm mit beiden Armen nicht zu umfassen vermochte; aber zu meiner Enttäuschung war die Natur des Holzes nicht die gleiche, als wenn dasselbe in Australien gewachsen

wäre; es war nicht viel besser als die einheimischen und von keiner Dauer. Auf ähnliche Weise gelangen die Tiere in kurzer Zeit zu schönem Wachstum, aber die Lebensdauer ist eine kürzere, und so ist es mit dem jungen, aufwachsenden Geschlechte der Europäer und der anderen Rassen, die hier geboren werden auch. Sie wachsen auf wie die Kohlpflanzen, frisch und grün, so wie die ganze Natur hier lieblich und schön erscheint, und als 12 und 15 jährige sind sie so groß, wie Männer und Frauen, aber es ist keine Substanz in ihnen. Die kleinste Beschwerde oder Widerwärtigkeit wirft sie nieder. Ich habe seit meiner Hierherkunft in ein und derselben Familie fünf Generationen mit angesehen, wovon nur noch die fünfte lebt. *)

XV. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Insel und ihre Einwohner.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Insel und ihre Einwohnerschaft ist wenig Erfreuliches zu berichten. Diejenigen, die es wert wären, erwähnt zu werden, sind meist in die Ewigkeit gegangen. In Bezug auf die äußere Kultur ist die Insel sehr vervollkommnet, aber alle Beschäftigungen sind von der Schafzucht verschlungen. So lange die Wolle einen guten Preis hatte, ging die Sache, aber nun ist der Preis sehr gesunken und keine Aussicht auf Besserwerden. Das hat viele gezwungen, ihre Besitzungen aufzugeben. Wie erwähnt, wechseln die Grundstücke oft ihre Besitzer. Die Arbeiter aber arbeiten nur für ihres Leibes Unterhalt und für weltliche Vergnügungen als da sind: „Wettrennen zu Pferde und zu Fuß, welches der englischen Nation Gott ist“, dann für Tanzen und Fressereien und Sausen und andere Sünden, welche diesen

*) Hier ist nur ein kleiner Auszug aus den Briefen gegeben. Engst giebt die Namen der Familienväter an. Sie heißen Uru, Mofi, Dsutu, Teoti, endlich fünftens die Töchter des letzteren, welche allein noch leben. Der Zeitraum, in dem die 4 Geschlechter aufblühten und erstarben, betrug 60 Jahre. Uebrigens waren dies Eingeborne.

folgen. Die englische Nation sieht in all diesen Dingen ein Zeichen des Wohlstandes. Es können des Herrn Worte in vollem Sinne auf sie angewendet werden, in denen er sagt: „Wie es war in den Tagen Noahs, also wird es sein zur Zukunft des Menschensohnes, sie aßen und tranken, sie freiten und ließen sich freien u. s. w. bis an den Tag, da Noah in die Arche ging, und sie kamen alle um.“ Dabei gehen die Leute hier fleißig in die Kirche.

Die Eingebornen der Chathaminsel hatten 1857 britisches Gesetz angenommen, mit der Bedingung, daß die Regierung sie als die gesetzmäßigen Eigentümer anerkennete. Dies wurde ihnen bewilligt, und dem zufolge wurde ihnen „ihr früheres Verkaufen an die Company geschenkt“. *) Nun standen die früheren Eingebornen **) dagegen auf und sagten: „Diese Insel gehört uns, und da ihr euch als ein christliches Gouvernement darthut, solltet ihr darauf sehen, daß wir wieder zu unserm Eigentum kommen.“ Darauf wandte das Gouvernement ein: „Wir handhaben Regierungsrechte seit 1840; und wen wir damals als die dominierende Partei antraten, mit dem haben wir es zu thun, oder wir müßten bis auf Adam zurückgehen. Damit ihr aber merken könnt, daß wir eure Lage in Betracht nehmen, so sollt ihr reservierte Landesteile haben, worauf ihr frei und unbeschwert sein und leben könnt.“ Die Ausführung dieses Beschlusses erfolgte 1870. Und ich muß gestehen, daß alle die reservierten Stücke, worauf sie gegenwärtig leben und ihre Schafe weiden, zu den besten Teilen des Landes gehören. Meistens sind die Grundstücke in ziemlich gutem Zustande, etliche besonders gut angelegt.

Viele der jungen Eingebornen sind übrigens auch gute Holz- und Eisenarbeiter und geben den Weißen auch in anderen Dingen nichts nach. ***)

*) An die englische Neuseelandcompany hatten die Einwohner schon vorher Land verkauft, ehe die englische Regierung das Ganze übernahm. Dieser Kauf wurde als ungültig betrachtet.

**) Also die offenbar überlebenden Morioris.

***) Sehr verkürzt und frei wiedergegeben.

nirgends „mehr Fehler gemacht als hier“. Eine andere Ursache der raschen Ausbreitung dieser neuen Religion ist folgende: Der natürliche Zug des menschlichen Charakters, die politischen und sozialen Verhältnisse zu idealisieren, lebt auch im Volke der Maoris; sie vergessen die Wohlthaten, welche ihnen die Civilisation gebracht hat, und träumen von ihrer früheren Unabhängigkeit. Die neue Religion stellt ihnen nach Vertreibung der Weißen wieder den unbestrittenen Besitz ihrer Insel in Aussicht. Der Fanatismus der Priester reißt die Anhänger dieser Religion übrigens oft zu Verbrechen und Grausamkeiten fort und hat sie wieder zu einem rohen Volke gemacht. (Vgl. Droege S. 40.) Die neue Religion hat besonders in dem Kriege, welchen die Engländer gegen die Eingebornen führten, Mitte der sechziger Jahre feste Wurzeln in den Gemütern geschlagen. Eine grausame Blüthe derselben war auch die Ermordung des Missionärs Volkner im Jahre 1865, welcher, aus Cassel gebürtig, dorthin als deutscher Missionär gegangen war, dann aber nach seinem Uebertritt zur englischen Kirche im Dienste der englischen Mission wirkte. Volkner war während des Krieges nach Auckland gegangen und schiffte sich Mitte März 1865 wieder nach seiner gewöhnlichen Wohnstätte in Turanga an der Ostseite der Insel ein, weil er glaubte, daß die Unruhen vorüber seien. Wir lassen den Bericht, welchen Droege S. 87 und 88 giebt, wörtlich folgen. „Die Eingebornen empfingen ihn mit großer Zurückhaltung, ja einige von ihnen sprachen sogar offen ihre Ansicht aus, daß er besser gethan haben würde, in Auckland zu bleiben, da sie jetzt eine neue Religion angenommen hätten und keiner christlichen Prediger mehr bedürften.

Während Herr Volkner sein Wohnhaus wenigstens einigermaßen in wohnlichen Zustand setzte, waren die Leute an Bord des Kutters, mit welchem er gelandet war, damit beschäftigt, die Ladung zu löschen und Getreide als Rückfracht einzunehmen. Von dem sich verbreitenden Gerücht, die Hau Häus hätten sich in großer Anzahl in der Nähe von Turanga

versammelt, wurde leider keine Notiz genommen, bis in Erfahrung gebracht wurde, daß diese Bande unter Anführung ihres Priesters Koreopo sich nach dem Wohnort des Herrn Volkner in Opotiki begeben hatten. Kapitän Young (der Kap. des Kutters) ahnte sofort, daß Gewaltthätigkeiten gegen Herrn Volkner beabsichtigt würden, und machte sich ohne Zeit zu verlieren auf den Weg, um nötigenfalls Hilfe zu leisten, wurde aber von den Hau Haus gefangen genommen und erst später, nachdem sich herausstellte, daß er sich zur mosaischen Religion bekannte, wieder in Freiheit gesetzt.

Herr Volkner wurde in seinem Hause ergriffen und nach einer nahen Trauerweide geführt. Hier theilte man ihm ohne weiteres mit, daß er sterben müsse. Die christlichen Missionäre seien unter dem Vorwand, den Eingebornen den Weg zur Seligkeit zu zeigen, nach Neuseeland gekommen, aber die Lehre, die sie verbreitet, sei eine falsche Götterlehre, deren Annahme einzig und allein dazu gedient habe, die einst so glückliche und freie Nation der Maoris zu knechten und unglücklich zu machen. Einige Maoris führten den unglücklichen Mann unter die Trauerweide und machten ihn auf ein Seil aufmerksam, welches an einem Aste befestigt war, und befahlen ihm, seinen Rock abzulegen. Volkner that dies im festen Glauben, die ganze Affaire sei nicht ernstlich gemeint. Als nun aber der Befehl erfolgte, sich seiner Weste und seines Halstuches ebenfalls zu entledigen, erkannte der ehrwürdige Geistliche, daß wirklich beabsichtigt würde, dies unmenschliche Vorhaben an ihm auszuführen. Ruhig und gefaßt, bat er um kurze Frist, um sich durch Gebet auf den Tod vorzubereiten. Diese Bitte wurde gewährt, jedoch schon während des Gebetes das Seil um seinen Hals befestigt und bald nachher Volkner daran erhängt.

Nun folgte die kannibalische, empörende Behandlung der Leiche. Das Seil wurde, obwohl der unglückliche Mann kaum seinen Geist aufgegeben hatte, alsbald abgeschnitten, so daß der noch zuckende Körper zur Erde fiel.

Ein Maori nahm die Eingeweide heraus und gab sie den Hunden. Das Herz aber wurde unter die Anwesenden verteilt und verzehrt. Der Priester trennte dann mit einem Messer das Haupt vom Rumpfe und trug es im Triumph umher, während die Eingebornen das heraustropfelnde Blut aufgingen und mit tierischer Gier verschlangen.“

XVI. Geographische und ethnographische Forschungen nach Engst.

Der gegenwärtige Charakter der Maoris. Was die Natur und den Charakter dieser jungen, hier aufgewachsenen Maoris anbetrifft, so ist derselbe weit entfernt von der Aufrichtigkeit und Redlichkeit der alten. Die Ursache davon darf man nicht weit suchen, sie liegt in der ihnen von den Weißen zu teil gewordenen Behandlung; sie fühlen die Verachtung, mit welcher die Weißen ihnen begegnen, überall. Ein Beispiel davon führe ich hier an: Als ich einmal in Neuseeland meine alten, übrig gebliebenen Freunde in Taranaki besuchte, kamen sie mir bis Waitara entgegen. Und ich lud sie ein, eine Mittagsmahlzeit mit mir in dem Gasthause einzunehmen, in welchem ich einkehrte. Darauf sagten sie mir, ich solle mich nur darüber nicht täuschen, es wäre ihnen nicht erlaubt, mit den Weißen zu Tische zu sitzen, sie wären in den Augen der Weißen bloß wie Hunde. Ich sprach dann mit dem Wirte, und er sagte mir dasselbe und fügte hinzu, er würde sein Haus ganz verächtlich machen, wenn er die Eingebornen an der gemeinschaftlichen Mahlzeit teilnehmen ließe. So mußte ich denn meine Mahlzeit mit ihnen später halten. Die Maoris sind kein dummes Volk, und desto mehr empört sie ein solches Verhalten. Und weil die Weißen sie gewöhnlich in ihren Unterhandlungen wie dumme Narren behandeln, so findet man sehr häufig, daß die Maoris die Weißen mit ihrer eigenen Münze be-

zahlen. Diese erbitterte Stimmung herrscht in ganz Neuseeland. Als ich nach den heißen Quellen reiste, hatte ich viele und mannigfache Unterhaltungen mit den Neuseeland-Maoris und fand überall dasselbe Gefühl als das herrschende. Einer von ihnen sagte mir: „Während die Missionäre mit dem Finger nach oben zeigen, ziehen die anderen uns das Land unter den Füßen weg.“ Ich halte nicht alles für richtig, worüber sie klagen, aber das ist gewiß, die früheren Regierungen haben große Schuld auf sich geladen.

Geographische Anmerkung. Nachdem wir ein eigenes Fahrzeug erworben hatten, bin ich oft um die Insel herumgefahren und gebe darum zum Nutzen für jeden meine Erfahrung in Bezug auf Ebbe und Flut. Die Flut teilt sich am Südenbe des Landes und fließt gewaltig an der West- und Ostküste entlang, bis die Strömungen sich wieder am nördlichen Ende vereinigen. Umgekehrt verhält es sich mit der Ebbe; sie fängt am Nordende an, fließt an beiden Ufern westlich und östlich, bis sich das Wasser wieder am Südenbe vereinigt. Der Einfluß von beiden erstreckt sich an 15 und mehr Meilen in die See hinein. Wenn nun ein Segelschiff bei Nacht und Nebel in diese Grenzen kommt oder still liegt, so daß es nicht steuert, so kommt es ganz gewiß zu Schaden. Jeder Kapitän, der von Neuseeland nach Kap Horn fährt, sollte diesen Inseln weit aus dem Wege steuern, entweder nach Süden, oder nach Norden.

Anmerkung über die Sprache. Viele behaupten, daß die Neuseeländer eine andere Rasse wären als alle andern Insulaner nördlich von hier im stillen Ozean. Jedoch die Sprache verrät den gleichen Ursprung, wie ich durch persönliche Bekanntschaft mit vielen Kanakern und durch das Studium der verschiedenen Bibeln der Völker beweisen kann; die Wurzel der Sprache ist dieselbe. Das Alphabet der Maoris hat 13 Buchstaben und einen zusammengesetzten, ng; die Kanaker haben 18 Buchstaben.

Maori-Alphabet: Grundlaute: A, E, I, O, U; Mitlaute:

H, K, M, N, P, R, T, W, Ng. Kanaker-Alphabet: A, E, I, O, U, J, G, K, L, M, N, P, R, S, T, V, W, F.

Daß die Kanaker mehr Buchstaben in ihrem Alphabet haben, kommt meiner Ansicht nach daher, daß dieselben früher mit civilisirten Nationen in Berührung kamen, die Bewohner der südlichen Inseln aber erst später. Ich habe bei den letzteren erst neulich bemerkt, daß das S von manchen gebraucht wird, um den Europäern nachzuahmen.

Die Sandwichsinselgruppen und die Gruppen bei Neuseeland sind am weitesten von einander entfernt unter allen Inseln des stillen Ozeans. Die Völkerschaften dieser Inselgruppen nennen ihre Berge, Seen, Häfen, Wohnorte und viele andere Dinge ganz mit denselben Namen, nur daß die nördlichen immer das L haben, wo die südlichen das R gebrauchen; und wenn die nördlichen ein einfaches n haben, benutzen die südlichen das zusammengesetzte ng, zum Beispiel:

Kanatisch:	Neuseeländisch (maorisch):	Deutsche Bedeutung:
Maunaloa	Maungaroa	Der lange Berg
Wanaloa	Wangaroa	Der lange Hafen
Kainaloa	Kaingaroa	Längliches Landgut
Tanata	Tangata	Mensch
Lui	Nui	Groß

Wenn solche Aehnlichkeiten der Sprache stattfinden unter Menschen, die über 5000 Meilen in der See zerstreut sind, darf man wohl mit Recht auf gemeinsamen Ursprung schließen.

Die Gegner meiner Ansicht haben die Verschiedenheit der Persönlichkeit und der Körperform zu Gunsten ihrer Behauptung einer verschiedenen Abstammung in die Waagschale gelegt. Jedoch die Verschiedenheit des Klimas, die Länge der Zeit, die Vermischung verschiedener Nationen, die Vorzüglichkeit oder Rückständigkeit des Landes sind die Hauptfaktoren, welche diese Verschiedenheit und Veränderung bewirken. Darum bleibt das einzige zuverlässige Entscheidungsmittel die Sprache, welche auf den gemeinsamen Ursprung schließen läßt. Wie

sehr diese auch immer durch Dialekte zersplittert sein mag, die Wurzel ist durchgängig dieselbe.

Hierüber habe ich genaue und untrügliche Untersuchungen angestellt mit den Eingebornen dieser Insel (den Morioris, um das Verhältnis ihrer Sprache zu derjenigen der Maoris, welche ursprünglich Neuseeland bewohnten, festzustellen). Niemand weiß, wie lange die ersteren, abgesondert von den Maoris, gelebt haben und woher sie stammen. Ich habe alte, zuverlässige Leute gefragt: „Wie konntet ihr die Maoris, als sie hierher kamen, verstehen?“ Die Antwort lautete: „Wir verstanden viele Worte, aber nicht alles.“ Ich fragte nach den Benennungen der Dinge vor Ankunft der Maoris und fand, daß alles dasselbe war, nur sprachen sie es kürzer und mehr gepreßt. Seit aber die Maoris hier sind, findet man keinen Unterschied mehr in der Sprache. Z. B. auch die Glieder des menschlichen Leibes haben die gleiche Benennung, ausgenommen die Finger, welche eine verschiedene Bezeichnung hatten. Darum bin ich der Ueberzeugung, daß Menschen, welche eine solche Aehnlichkeit der Sprache haben, ohne von einander gewußt zu haben, einen gemeinsamen Ursprung haben müssen.

XVII. Engst und die Mission.

(Nach Engsts Briefen, teils wörtlich, teils verkürzt.)

Wie vielen angesehenen Leuten bin ich in meinem Vaterlande begegnet, die in ihrer eingebildeten Weisheit sanft und ruhig unter dem schattenreichen und fruchtbaren Baume des Evangeliums schlafen und von dem unschuldigen, einfachen Zustande der Heiden träumen, welche man doch in ihrer Einfalt zufrieden lassen und nicht mit den fabelhaften Dingen der Bibel beunruhigen sollte! Und ich habe mich oft gewundert, daß solche Leute dort ruhig schlafen können, und so gar keinen Reiz fühlen, an solchen paradiesischen Herrlichkeiten der Heiden teilzunehmen. Würden sie den

Versuch machen, sie würden bald wahrnehmen, daß sie geträumt haben und daß sie große Ursache haben, Gott zu danken für den Schatten und die Bedeckung, die ihnen der Baum des Evangeliums so ganz unverdient täglich mittheilt, und die Notwendigkeit der Kirche erkennen.

Zwei Beispiele aus Neuseeland seien hier angeführt von der unbegrenzten Rachsucht und den Greuelthaten der Wilden. Der mächtige Häuptling Rauparaka, derselbe, der die Maoris hierher nach Chatham Island brachte, hatte im Kampfe seinen besten Unterfeldherrn Behi verloren und war unterlegen. Um sich an dem feindlichen Häuptling zu rächen, und besonders angestachelt durch die Witwen der Gefallenen, bewegte er durch Geschenke einen weißen Kapitän, daß dieser durch Verrat, unter dem Vorwande, handeln zu wollen, Tamaitaranui, den feindlichen Häuptling, und seine ganze Familie und viel andere ans Schiff lockte. Hierauf wurden dieselben gefangen in R.'s Hände geliefert und alle getötet und geschlachtet. Tamaitaranui wurde aber lebend der Witwe Behis übergeben, die ihn an den Füßen aufhängen, unter seinem Haupte ein Feuer anmachen ließ, so daß er langsam starb. Dann wurde das herausgerissene Herz an die Häuptlinge verteilt. Die Frau aber trug seine Eingeweide um ihren Hals gewickelt, wie eine Halskette. Das geschah 1830. In dem zweiten Falle tranken die Wilden mit dem Blute ihres Feindes, dem sie, während er lebte, die Pulsadern geöffnet hatten, sich die Gesundheit zu, und nachher bereiteten sie aus seinem Fleische eine Mahlzeit. Auch hier war es ein Weißer, der für hohe Bezahlung den Unglücklichen an sein Schiff gelockt hatte.

Im Laufe der Zeit aber hatten die Eingebornen von Chatham Island doch schöne Fortschritte gemacht in ihrem Betragen. Sie fingen alle an, fleißig zu sein, um sich Besitz zu erwerben, und betrogen sich gegen uns so, wie man es nur verlangen konnte; sie ehrten uns ganz anders, als die andern Weißer. Ich habe oft gehört, daß sie unter einander

sagten, wenn ich nicht ein gerechter Mann wäre, wollten sie nichts mit mir zu thun haben. Und besonders wenn sie in Kummer und Schulden waren, und wir Geduld mit ihnen hatten, ließen sie uns ihre Dankbarkeit aufs alleraufrichtigste fühlen. Auf diese Weise regierten wir über sie und unter ihnen. Respekt ist Macht und hat Kraft. Er ist eine Folge von recht thun und „das Gleiche auch verlangen“. Niemand sage, wir hätten sie nur nach irdischen Dingen trachten gelehrt. Denn wer Wohlgefallen an Redlichkeit und Ordnung hat, wird anerkennen, daß Gottes Wort uns gebietet, auf rechtschaffene Weise den Unterhalt zu erwerben. Und wer irdische Dinge nicht recht zu behandeln versteht, kann es mit geistlichen schon lange nicht thun.

Engst*) hält also eine Mission unter den Wilden nach dem Vorstehenden für geboten und für Pflicht, zeigt aber durch sein eigenes Beispiel, daß das wirksamste Mittel die Erziehung und das persönliche Beispiel ist, das Vorleben dessen, was die Bibel lehrt. Seine Ansicht über die Bekehrung zum Christentum geben wir am besten an der Hand einer von ihm selbst überlieferten Erzählung wieder.

Engst kam einmal zu einer eingebornen Frau, welche fest überzeugt war, daß auf ihr Gebet hin ein Feuer, welches die nachbarlichen Grundstücke verwüstet hatte, in Folge konträren Windes und eines Regenschauers vor ihrem Zaune Halt gemacht habe. Engst selber glaubt fest an solch unmittelbar wirkende Gebetserhörnung, belegt diesen Glauben durch zahlreiche Bibelstellen und fügt hinzu, daß er diese Frau wohl getauft haben würde, selbstverständlich ohne ihr eine Kirchenliturgie „einzutrichtern“. Aber dieser Glaube an die Gebetserhörnung ist ihm ebenso wenig die Hauptsache, wie die äußere Form der Taufe; erst muß eine gründliche Vorbereitung vorhergehen, in welcher auf ein religiöses Innenleben gedrungen wird. Doch lassen wir Engst selbst reden.

*) Einschaltung des Bearbeiters.

Eine Unterweisung solcher Taufkandidaten würde ungefähr diese Richtung nehmen: Liebe Seele, du hast erfahren, daß unser Herr Gebete erhört, nun glaube, wache und bete. Wirf alle deine Sorgen in großen und kleinen Dingen, auf ihn weiche weder zur Rechten, noch zur Linken. Er hat bloß mit dir angefangen; er hat dir noch viele und größere Sachen zu entdecken, die nicht bloß auf dieses Leben sich beziehen, sondern unsere ewige Seligkeit enthalten. Und vergiß nicht, daß er den Demütigen gnädig ist, aber den Hochmütigen widersteht. Aber um demütig vor ihn zu kommen, müssen wir durch den heiligen Geist unsere Sündhaftigkeit erkennen lernen, und das bricht unser Herz. Darum sagt die Schrift: Gott wohnt in einem zerbrochenen Herzen. Laß dich diese Zucht nicht von ihm treiben, sondern alle Tage laß deiner Seele Beschäftigung sein, mit ihm recht innig bekannt zu werden. Das ist der apostolische Weg, Sünder zur Buße zu rufen, und durch den Glauben ans Evangelium selig zu werden. Hier ist das Ende aller Werkheiligkeit und der Anfang der Glaubensheiligkeit.

Leider verfährt die Mission zumeist anders. *) Von den Millionen von Gaben, die verwandt werden, um das gedruckte Gotteswort und die Boten des Evangeliums über die ganze Erde zu senden und die Heiden zu unterstützen, ist nicht ohne weiteres zu sagen, daß die Verwendung ein Gotteswerk sei. Denn wie falsch wird nicht oft die Mission betrieben! Es giebt gar viele, welche alle Worte der Wahrheit wissen, aber von der Wahrheit selbst wissen sie nichts. Solche sind immer bereit und schnell fertig, andern ihr Formensystem aufzudringen und darum zu zanken, denn es verdrießt sie arg, daß andere nicht so denken, wie sie selber. Wenn ich mit solchen zusammenkomme, zeige ich ihnen, was der Herr sagt Matth. 18,3, vom Seligwerden Markus 10,15: „Es sei denn, daß ihr umkehrt und werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht ins Himmelreich

*) Frei nach Engst.

kommen". Das aber ist ihnen zu kindisch; sie gehen hinauf, und Gottes Wort zeigt herunter; darum trifft man sie fast auf allen Wegen an, nur nicht auf dem schmalen Wege durch die enge Pforte.

Wer Gott im Glauben kennt, der kennt ihn als seinen himmlischen Vater. Die Stellung des rechten Christen muß die des Kindes zu seinen Eltern sein. Wenn nun eine Mutter ihr kleines Kind auf dem Schoße hat, weiß sie, auch ehe es reden und gehen kann, seine Wünsche, sobald es schreit, und auch später regiert sie die Seele des Kindes mit ihrem Einfluß und ihren Augen. Und wenn nun das Kind, nachdem es Lesen und Schreiben gelernt, mit diesen Künsten den Eltern seine Bitten vortragen wollte, würden dann nicht die Eltern sagen: „Tritt wie früher unter unsere Augen, wir haben das lieber, weil wir dich als unser Kind kennen. So lesen wir es einander vom Auge ab, ob unsere Herzen recht-schaffen einander begegnen oder nicht; und hiernach entscheidet sich allemal, ob wir deine Bitte erfüllen können oder nicht“. — Ebenso in der Religion. Wenn wir nicht als Heuchler das Vaterunser beten, dann kommen wir auch im Geist und in der Wahrheit vor des himmlischen Vaters Augen, und er kennt uns besser, als irgend eine Mutter ihr Kind kennt. In diesem Verhältnis zu Gott liegt der ganze verborgene Zweck der Religion.

Wenn sich nun aber ein Missionär die Heiden mit irdischen Gaben zahm macht, so daß sie seine Kirchenformen annehmen, seine Liturgie oder seinen Katechismus auswendig lernen, und dann sie darauf hin tauft, — was für betrogene Seelen hat er schließlich doch gewonnen! In den Versammlungen lesen solche dann gleichsam auch ihrem Gott etwas aus dem Buche vor, womit sie gefangen worden sind, — und das ist alles.

Diese Art der Mission, wie sie auch von Neuseeland aus betrieben wird, wird in den Missionsnachrichten durch die ganze civilisierte Welt als Gotteswerk ausgeföhren und

ist doch bloß Menschenwerk. Ich weiß, daß das hier Niedergeschriebene für viele ein Stein des Anstoßes und ein Fels des Aergernisses sein wird, denn das Werk der Mission werde ja von so vielen großen und gelehrten Männern vollführt! Ich würde auch so denken, wenn ich nicht Erfahrungen hätte. Ich träume nicht. Die ungeheuren Summen Geldes, welche von Gotteskindern gesammelt worden sind, haben die Sponder zum rechten Gebrauche gegeben, und so ist es registriert worden. Der Mißbrauch aber geht zur Hölle.

XVIII. Aphorismen über Engsts Religions- und Weltanschauung.

Die Konfessionen. Ich respektiere und ehre das Wort Gottes in jedem verachteten und unansehnlichen Gliede in Christi Herde. Die wahre Kirche der Bibel existiert in allen Teilkirchen und Sekten, sie besteht aus denjenigen, welche an den Sohn Gottes im Geist und in der Wahrheit glauben.

Wenn eine der verschiedenen Teilkirchen oder Richtungen sagt, indem sie sich auf einige Worte der Bibel stützt, die andern aber außer Acht setzt, sie habe allein die rechte Ansicht, neben der andere gar nicht bestehen könnten, so hat dieselbe Unrecht. Sie ist dann mit der Bibel so verfahren, wie ein Mensch, der ein Rad aus der Uhr herausnimmt und es herumzeigt, um es bewundern zu lassen. Ihm wird jeder Verständige zurufen: Bring es an seine Stelle zurück, welche der Uhrmacher ihm angewiesen hat und laß es mit den andern zusammen arbeiten, dann wirst du den Nutzen sehen, welcher aus der Harmonie mit den andern entspringt. Siehe in eine Uhr, da siehst du zwei Reihen Räder, die gegen einander arbeiten und durch das Gegen einander kommt eine so vollkommene Harmonie zu Stande, daß es Bewunderung verdient. Solch ein Werk ist die Bibel, und diejenigen, die

Stellen daraus entnehmen und geben eine einseitige Auslegung, ohne die andere entgegengesetzte Meinung in Betracht zu nehmen und Sekten und Sonderkirchen bilden, thun ganz dasselbe wie die Narren, welche ein Rad aus einer Uhr nehmen.

Glaube und Gnade. „Glaube, dann wirst du erkennen.“ Das ist der Weg Gottes in allen Punkten der heiligen Schrift und durch das ganze Leben eines Christen.

Wenn wir Gottes Wort hören und geben ihm Recht, so nimmt uns der heilige Geist in seine Zucht und sein Einfluß auf uns wirkt den Glauben und das Vertrauen. Das ist Gottes Werk in der Menschenseele, dieselbe zu sich zu kehren und der Mensch kann nichts dazu thun. Aber er muß leidend seine Zustimmung geben, daß Gottes Werk in ihm ausgerichtet werde.

Die Gesinnung, mit welcher der Mensch an Gottes Wort herantreten solle. Alle wahren Glieder der Kirche Christi halten an dem Prinzip fest: Dein Wort ist ein Licht auf meinem Wege. Aber wie denjenigen, der in einen Apothekerladen eintreten wollte, und an allen Arzneien riechen, auch wohl den Apotheker tadeln, daß er auch Gifte hat, der Apotheker anreden würde: „Mein Laden ist nicht für solche Mutwillentreiber. Sage mir deine Krankheit und ich will dir geben, was dich gesund macht, und willst du dieses nicht, so halte dich lieber von meinem Laden fern,“ genau so ist die Methode des heiligen Geistes. Wer in seinen Laden kommt um der Wissenschaft willen, oder aus anderen Gründen, und nicht allein, um gesund zu werden, indem er seine Sünden bekennt und um Heilung bittet, der thut wohl, wenn er sich fern hält von der Bibel, und wenn nicht, so wird er erfahren, daß Gott einen Narren aus ihm macht.

Die Bibel. Die Ungläubigen bauen auf einen falschen, selbstgewählten Grund, wenn sie sagen: „alles verändert sich in der Welt, also auch die alte Bibel, und es thut not, daß

die Fortgeschrittenen sich der Albernheiten annehmen“. Solche Meinungen wirft der Teufel unerfahrenen Seelen ins Herz, um sie zu quälen. Aber der Autor des heiligen Buches lacht ihrer auf seinem himmlischen Thron und sagt: Ich kenne keine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. „Ich bin“ und meine Zeugnisse sind ewig gegründet. Ps. 119, 52. Luk. 21, 33. Jes. 40, 8.

Freiheit des Willens. Was für eine schöne Welt schuf doch Gott! Warum ist denn so viel Jammers und Elendes darinnen? Weil die Menschen Gottes Wort fahren ließen und sich groß machen wollten. Die aller schönsten Dinge in dieser Welt, welche Gott uns zum Nutzen und Vergnügen geschaffen hat, werden, sobald die Menschen ihnen des Teufels Atmosphäre einhauchen, am ärgsten zur Sünde. Wie viele male bin ich gefragt worden: „Warum thut Gott dem Teufel nicht Einhalt?“ Und ich habe keine andere Antwort als diese: „Halte du Gottes Wort, dann hat er keine Macht über dich!“ — ihr habt freien Willen und der freie Wille spielt eine Hauptrolle in dem ganzen Drama und versiegelt das Los des Menschen für Zeit und Ewigkeit, je nach seiner Wahl. . . Gott zwingt niemand zum Seligwerden.

Anmerkung des Herausgebers. Aus den vorstehenden Notizen, sowie aus dem ganzen Geiste der Briefe ist ersichtlich, wie Engst an den religiösen Anschauungen der herrnhutischen und pietistischen Kreise hängt, die er in seiner Jugend aufgenommen hat. Aber andererseits schimmert eine selbständige Religiosität überall durch, das Streben ist in ihm rege, sich von der Form zu befreien und zum Geiste zu dringen. Es kämpft in ihm ein alter und ein neuer Geist. Die kindliche Hingabe an Gott und Jesum und die Erneuerung des inwendigen Menschen ist die Herzbewegung seines Glaubens. Die Wirkung desselben: Das Handeln und der Wandel aus reinem, sittlichen Charakter.

Das Tanzen. Engsts streng asketische Auffassung haben wir schon oben Gelegenheit gehabt, kennen zu lernen. Wir lassen noch folgendes Gespräch über diesen Punkt aus Engsts Feder (verkürzt) folgen:

Ein Advokat: Die Deutschen lieben die Musik, warum kommt Ihr nicht zum Konzert?

Engst: Ich liebe die Musik sehr. Aber ich scheue mich, diese schöne Gabe Gottes zu mißbrauchen.

Der Advokat: Inwiefern geschieht hier ein Mißbrauch?

Engst: Ihr habt das Konzert veranstaltet als Präliminar, um die Tänzer zusammen zu kriegen.

Der Advokat: Ist denn Tanzen eine Sünde?

Engst: Der Weg zum himmlischen Jerusalem ist so schmal, daß man darauf nicht tanzen kann, wer es versuchen wollte, würde auf den breiten Weg der Verdammnis herabstürzen. Der heilige Geist hat noch niemanden auf den Tanzboden oder ins Theater oder in eine andere Bude fleischlicher Vergnügungen geschickt. In der unreinen Atmosphäre kann keine Paradieses-pflanze gedeihen.

Der Advokat: Ich gehöre zur ersten und rechten Kirche. Ich bin ein Katholik.

Engst: Die Schrift sagt, die ersten werden die letzten sein. Niemand kann selig werden durch seine Kirchenform, sondern durch den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum. Das Himmelreich ist gleich einem Netz, womit man allerlei Gattung fängt. Die Guten werden einst ausgelesen, die Faulen weggeworfen. Damit wird es offenbar werden, welches die erste, rechte Kirche ist. Die Katholiken werden dort keine Ausnahmestellung haben. Jeder einzelne wird seine Haut müssen zu Markte bringen und empfangen, was sie wert ist. Nicht der römische, sondern der himmlische Statthalter wird Richter sein.

P. S. Nach diesem Gespräche verließ mich mein Freund

— so erzählt Engst — und ging hin, um zu tanzen, so wie jene im Gleichnis, einer zu seinem Lande, der andere zu seinem Dshen.

An anderer Stelle führt Engst aus: Gott habe den menschlichen Leib nicht zum Tanzen geschaffen, sondern zum Tempel des heiligen Geistes.

Ueber die Frauen als Führerinnen von Vereinen. Diese Damen sehen weiter, als irgend einer vor ihnen hat sehen können. Nämlich sie können sehen, daß die Bibel nicht richtig übersetzt ist, wo es heißt: „Ihr Weiber, seid unterthan euren Männern in der Furcht Gottes.“ Sie verlangen nach einer besseren Bibel. Inzwischen aber thun sie alles, sich in die Aemter der Männer zu drängen. Allerdings muß das, was die alte Bibel den Weibern aufgiebt, derweilen auf die Seite gelegt werden, nämlich: Ihre Kinder gottselig zu erziehen zu dereinst frommen Männern und Weibern und auf diese Weise die Welt indirekt zu regieren. Die alte Bibel nennt solches „mit seinem Pfunde wuchern“.

Ueber die Mäßigkeitsvereine äußert sich Engst folgendermaßen: Nur wer die Gnade Gottes noch nicht für vollkommen hält zum Schutz gegen Sünde und Teufel, meint, es muß auch noch der Verein hinzukommen. Dem Zuge Gottes sollen wir folgen; wer dies durch Vereine erreichen will, der raubet Gott die Ehre.

XIX. Engsts und seiner Freunde Art, den Zunftmissionären gegenüber zu treten.

1. An einem Orte, wo ich Boote baute, lebten zwei Religionsparteien: die eine, wesleyanische Methodisten, die andere der englischen Kirche angehörig. Ich arbeitete für die ersteren. Da meine Art stumpf war, und der einzige Schleiffstein im Ort dem Laienprediger der englischen Kirche

gehörte, ging ich zu dem letzteren und bat ihn, die Art schleifen zu dürfen. Er antwortete, mir würde er ihn wohl borgen, aber nicht den Methodisten, denn diese hasse er; sie seien Heuchler und böse Leute. Ich fragte ihn: „Hast du nicht gelesen: „Was du willst, das dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch?““ Er: „Ich will aber nicht, daß sie meinen Schleifstein borgen“. Ich: „Unser König gab sein Leben für andere, das ist der Weg, andere zu bessern; thue Gutes denen, die dir Uebles thun. Siehe auf den König oder lasse ab, zu predigen, sonst bist du ein Heuchler. Ein evangelischer Prediger muß den Weg selber wandeln, den er anderen zeigt. Verachten und Schelten kann niemanden bessern, aber mit Liebe und Wohlthun kann man viele gewinnen“. Da kam er und drehte den Stein.

Auszug aus einem Briefe vom 2. August 1848, welchen die fünf Brüder auf Chatam Island an einen hochgestellten englischen Missionär richteten.

(Vorbemerkung von Engst.) Der nachstehende Brief giebt eine Schilderung über die Mission unserer Tage, in welcher man die menschliche Wissenschaft zur Richtschnur nimmt und Gottes Wort hinter sich geworfen hat. Er ist eine Verteidigung gegen diejenigen, welche unsere Thätigkeit verwarfen, und ist an einen Mann gerichtet, der von der ganzen englischen Mission als ein besonderer Heiliger angesehen wird. Sie stellen ihn als Musterbild für alle ihre Missionäre auf und nennen ihn den Apostel der Südsee B. S . . .

In dem ersten Abschnitt des Briefes wird die Frage ganz allgemein behandelt, ob ein ernster und frommer Mensch sich ein Bild machen könne von dem Seelenzustand des andern und ihm gleichsam ins Herz sehen, ob derselbe geistlich oder ungeistlich sei usw. Jener Apostel der Südsee hatte das bestritten. Die Brüder bejahen die Frage voll und ganz und belegen ihre Ansicht mit vielen Bibelstellen:

2. Tim. 3, 5; Matth. 7, 15; Offenb. 2, 2; 1. Joh. 2, 21 und 27; 1. Kor. 2, 15; 1. Kor. 12, 10; 1. Joh. 4, 1. Die weiteren Ausführungen des Briefes geben wir verkürzt wieder.

Als Ihr in Taupeka die Vorbereitung zum heiligen Abendmahl hieltet, habt Ihr selber den Ausdruck gebraucht: „E kore a hau e ahei te titiro ki roto ki a konton ngakau.“ (Nicht bin ich im Stande, zu sehen in eure Herzen.) Seitdem ist die Redensart: „E kore koe e ahei te titiro ki roto kitaku ngakau“ (Du kannst mir nicht ins Herz sehen) unter den Maoris schon gang und gebe geworden, und alle Bosheitsknechte kommen gleich damit an, wenn man sie um ihrer bösen Werke willen tadeln und auf ihres Herzens Zustand führen will.

Die Schrift giebt uns zwei Arten von Merkmalen, die Geister zu erkennen. 1) sichtbare, d. i. Werke, Worte, Geberden, Mienen und Betragen (dies wird durch zahlreiche Bibelstellen belegt); 2) unsichtbare Merkmale, die sich fühlbar mittheilen. Jesus sagt: „Von dem Leibe des, der an mich glaubt, werden Ströme lebendigen Wassers fließen“. Joh. 7, 38. Das ist die göttliche Kraft, die von Herz zu Herz geht. Das nennt die Kirche Christi „Segen“. Es ist nicht eine Form, zu segnen. Es ist eine Segenskraft. Dieselbe theilt sich auch mit, wenn Gläubige zusammen sprechen.

Von den Maoris nun, welche Ihr getauft, und denen Ihr das heil. Abendmahl gegeben, hat keiner weder die sichtbaren noch die unsichtbaren Merkmale. Von ihren Früchten, welche beweisen, daß sie fleischlich sind, habe ich Euch an dem Abend, da Ihr bei uns waret, erzählt. Wir baten Euch, Euren Aufenthalt zu verlängern, um den Zustand dieses Volkes zu erforschen, und auch uns näher kennen zu lernen. Ihr aber bracht den nächsten Morgen schon auf. Wir gingen mit Euch. Und als wir da von Euch hörten, daß Ihr taufen, trauen und das heil. Abendmahl austheilen

wolltet, hat Euch Bruder Schirmmeister die allerbeweglichsten Vorstellungen gemacht und gesagt, daß keiner unter den Maoris sei, welcher die heiligen Sakramente würdig empfangen könne. Ihr habt aber von der Wahrheit nichts wissen wollen.

Da Ihr nun trotz ihrer ungerechten Werke getauft, getraut und das heil. Abendmahl ausgeteilt habt, habt Ihr sie dadurch in ihrem bösen Wesen bestärkt und ihnen gleichsam ein Privilegium gegeben, Bosheit auszuüben; und eine natürliche Folge ist, daß sie immer ärger werden und das durch Eure Schuld.

Ihr sagtet von den wesleyanischen Missionären, daß es ihnen nicht darum zu thun sei, die Seelen zu retten, sondern daß sie nur suchten, die Heiden an sich zu ziehen, um sie zu taufen, damit sie große Nachricht von ihrem Wirken, wie viele durch sie bekehrt wären, nach Hause schreiben, dafür Ehre und Lob einernteten und sich ihrer nach dem Fleisch rühmen könnten. Gal. 6, 13. Das gilt aber Euch, was der Herr sagt Matth. 12, 37: Aus deinen Worten wirst du verdammt werden, und St. Paulus Röm. 2, 1. Darum, o Mensch, kannst du dich nicht entschuldigen, wer du bist, der du richtest, denn worinnen du einen andern richtest, verdamnst du dich selbst, sintemal du eben dasselbe thust, was du richtest. — Es ist freilich den gesamtten Missionären in Neuseeland nicht darum zu thun, daß die Seelen errettet würden, sondern Ihr heuchelt mit ihnen aus angezeigter Ursache herum, und weil Heuchelei auch das Element der Maoris ist, so werden sie auf solche Weise in den Händen der Missionäre ein Spielball ihrer Eitelkeit.

Ihr habt den Maoris ein Pflaster (nämlich die Taufe) aufgelegt, wo doch der Herr noch kein Pflaster gesetzt hat, ja, das Volk ist so dumm und so unverständlich, daß sie gar nicht einmal wissen, warum sie getauft worden sind. Ihr entschuldigt die Sünden und Bosheiten der

Maoris, so daß sie blind an sich selber bleiben und mit Willen täuscht Ihr euch selbst und wollt auch andere Menschen über sie täuschen.

Christus, der schlichte Zimmermannssohn, reinigte den Tempel in einer Weise, daß die Juden zuvörderst erkennen sollten, daß das, was er hier that, recht, hingegen was sie thaten, unrecht sei, darum handelt er hier so menschlich, wie er sonst bei gewöhnlichen Auftritten nirgends gethan, slicht, — nimmt sich Zeit, damit jeder sehen kann, daß seine That nicht eine augenblickliche Aufwallung des Gemütes ist, in welcher der Mensch leicht etwas thut, was ihm nachher leid ist, — eine Geißel von Stricken und treibt die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel hinaus. Obenhin oder menschlich betrachtet, war diese That des Herrn, — eben wie Ihr die unsere betrachtet — gesetzlich unrichtig und wurde auch von den Juden so angesehen.

Aber die That Jesu war gethan, zur Ehre Gottes und zum Heile der Menschheit, somit war sie in Gott gethan und aus Antrieb des heiligen Geistes. Eine solche That ist gesetzlich richtig, und niemand, auch nicht ein Hoherpriester oder Bischof hat Recht oder Macht, sie für gesetzlich unrichtig zu erklären. Dem Gerechten ist kein Gesetz gegeben, 1. Tim. 1, 7. Denn er thut des Gesetzes Werke von selbst durch Antrieb und Kraft des heiligen Geistes.

Ihr selbst seid überzeugt, daß ihr unrecht thut, solche heuchlerischen Heiden in die Kirche Christi aufzunehmen und daß ihr die heiligen Sacramente an ihnen entheiligt und schändet. Nur wollt Ihr es ungestraft thun und glaubt, niemand habe ein Recht, Euch entgegenzutreten. Ihr wollt das Recht haben, die Kirche Christi zu entheiligen, und ein anderer soll nicht das Recht haben, sie (nach dem Vorgang Christi) zu reinigen.

Als wir noch in unserm Vaterlande waren, waren die Missionsnachrichten immer so voll des Rühmens und Lobens über das Werk Gottes unter den Maoris, und es hieß, daß

sie unter allen Gläubigen in der Welt als ein Garten Gottes bekannt seien. Darum, als wir nach Neuseeland gefandt werden sollten, war es uns, als sei das gar nicht mehr nötig, weil schon bekehrte Heiden genug dort seien. Als wir dort ankamen und darnach hierher, nach Chatham Island, sahen wir die Arbeit und den Eifer der Missionäre unter den Maoris. Dazu auch den Eifer der Maoris, wie sie sich Tag und Nacht im Lesen und Schreiben übten, wie sie das Wort Gottes auswendig lernten, von einem Dorf zum andern liefen, um Lehre und Unterricht zu suchen, auf den Wegen Bibelstellen in die Rinde der Bäume schnitten, daß jeder, der vorüberging, es lesen konnte. Dies alles würde uns sehr erbaut und unsere Herzen mit Lob und Dank gegen Gott erfüllt haben, daß er so herrliche Thaten unter diesem Volke wirke, welches Jahrhunderte lang in der dicksten Finsternis, ja in der größten Unmenschlichkeit und dem Kannibalismus gelebt hatte, wenn wir wahrgenommen hätten, daß es zur Ehre Gottes und zum Heil dieses Volkes gereiche. Aber zu unserer Betrübnis fanden wir den Zustand der Maoris gar nicht so, wie ihn die Missionsnachrichten verbreitet hatten. Da war nicht eine einzige bekehrte Seele zu finden, und noch viel weniger ein Garten Gottes. Darum fingen wir an, den Maoris durch Wort und That zu bezeugen, daß sie, um Christen zu sein, erst andere Menschen werden müßten. Aber es zeigte sich, je länger, je mehr, daß sie nur heucheln wollten, weil ja ihr Thun, wie sie uns oft ins Gesicht sagten, von den Missionären, ja sogar vom Bischof in Neuseeland für ein vollkommenes Christentum anerkannt werde. Und wirklich fanden wir auch in allen Dingen, daß Ihr, ehrwürdiger Vater, und die Missionäre weiter nichts von ihnen begehrt, als die heuchlerische Form eines Christentums. Ihr entschuldigt alles an den Maoris und formt sie in ihrem sündigen Zustande äußerlich zu Gliedern der christlichen Kirche und zwingt sie auf diese Weise, zu heucheln, damit

Ihr euch von ihnen rühmen könnt. Uns aber, weil wir die Heuchelei ans Licht bringen, erklärt Ihr als he (falsch). Ihr beweist Euch, wie die Juden sich bei der Reinigung des Tempels gegen den Herrn bewiesen.

Paulus hat nicht gehofft, daß dadurch ein Christentum entstehen könnte, daß man Heiden, Ehebrechern, Geizigen, Dieben, Lästerern, Fluchern, Trunkenbolden usw. eine äußere Kirchenform giebt. Er hat sicher nicht eher Kirchengemeinden gebildet, bis wirklich Bekehrte da waren. Denn er erkannte, daß eine Form ohne Wesen, eine Schale ohne Kern, ein Kirchenleib ohne Geist weiter nichts ist, als Holz zum ewigen Feuer

Nun ruft uns Paulus zu: „Seid meine Nachfolger . . .“ Ich habe im vorstehenden Briefe das ausgesprochen, was uns auf dem Herzen lag. Der Herr der Herrlichkeit gebe Euch Weisheit und Erkenntnis alles so zu verstehen, wie es gemeint ist.

Euer gehorsamster H. B.

(Aus Engsts Briefen verkürzt.)

Zur Erläuterung unserer Stellung zu den Heiden diene noch folgende Erzählung. Der Gouverneur in Neuseeland hatte uns erlaubt, von dem Lande, welches 1840 die Maoris an die Neuseeland-Kompany verkauft hatten, etwas in Gebrauch zu nehmen. Wir nahmen ungefähr zwei Acker in Beschlag. Dies erregte großen Neid unter den Maoris. Ihre alte Methode in solchen Fällen war Totschlag auf der Stelle. Der engl. Bischof riet, wir sollten es noch einmal an sie bezahlen. Wir aber predigten ihnen durch die That und lehrten sie, daß das, was sie einmal verkauft hätten, ihnen nicht mehr gehöre. Hand an uns legen wollten sie nicht, denn sie fürchteten, uns zu verlieren. Durchgehen lassen, wollten sie es uns auch nicht, und so schickten sie einen noch ungetauften Heiden, Pohito, welcher mit seiner Art das niederzureißen versuchte, was wir gebaut hatten. Wir ent-rissen ihm die Art und banden ihn an einen Baum. Da

zerstörten und verbrannten sie alles, was wir aufgerichtet hatten. Wir verhielten uns ganz ruhig, packten aber am nächsten Tage unsere Sachen. Da fiel ihnen der Mut, sie bäten uns, doch ja nicht wegzugehen, sie wollten uns auch nie wieder beleidigen. Erst nahmen wir keine Notiz davon. Als sie sich aber soweit demüthigten, zu versprechen, daß sie alle uns zugefügten Schäden wieder gut machen wollten, versprachen wir, zu warten, und der Pohito, den wir gebunden hatten, war der eifrigste, alles wieder aufzurichten und wurde nachher unser bester Freund. Ich fordere jeden großen Gelehrten in der Welt und in der Kirche auf, durch Wissenschaft und weltliche Gelehrsamkeit ein Tausend Kannibalen so zu demüthigen, wie wir fünf armen Handwerker es vermochten durch die Furcht Gottes allein.

Freilich wußten sie auch wohl zu beurteilen, daß wir ihnen nützten. Kein Mensch schlachtet ein Arbeitsvieh, so lange es für ihn arbeiten kann. Aber es hielt sie doch andererseits auch die Furcht Gottes im Zügel, daß sie uns nicht auffraßen. Auf diese Weise giebt der Herr Gelegenheit, göttlichen Samen in solche Herzen zu säen, und das geschieht nicht durch lange Predigten, sondern durch Worte, die das Herz treffen. Ich bin gewiß, daß einer, der sich auf diese Weise zum Knechte dargiebt, für ein so tief gesunkenes Volk ein besseres Werk thut, wie ein anderer, der oftmals in der Woche eine schöne Rede hält zu einer großen, wohlgeordneten Gemeinde, die ihn dafür lobt.

XX. Ueber die Gründe, weshalb Br. Engst und seine Freunde mit der Gofner'schen Mission zerfielen.

Vorbemerkung. Ueber diesen Gegenstand liegen uns eine Reihe sehr umfangreicher Briefe aus den Jahren 1848 und 1849 vor, welche zwar nicht die vollständige

Korrespondenz dieser Jahre enthalten, aber doch über die allmählich wachsende Spaltung, welche in ihrem Anfang schon aus früheren Jahren her zu datieren scheint, ein ausführliches Bild geben.

Ueber die ursprünglich einander gleichgestellten Brüder hatte sich Schirmacher erhoben; er hatte die andern Brüder in Gofners Augen herabgesetzt und erreicht, daß ihm eine Art von geistlicher Oberhoheit mit den äußeren Attributen des Talars und der Agende übertragen wurde. Trotzdem die Brüder dies ruhig ertrugen, hatten sie Sch. wohl manchmal zur Demut ermahnt.

Gofner hatte infolge dieser Verhältnisse wohl schon vor 1848 — wie aus einem Briefe hervorgeht — vorübergehend den Gedanken geäußert, einige der Brüder nach Indien, wo ein studierter Missionär Namens Schatz das Oberhaupt war, zu übersenden. Die Brüder verwahrten sich dagegen.

Zum Zerfall zwischen den Brüdern und der Gofnerschen Mission kam es auf eigentümliche Weise erst 1848.

Gofner hatte in seiner uns vorliegenden Predigt-sammlung „Die Hauskanzel“ *) folgende Stelle eingeflochten: „So steckt das unselige Großwerden in allen, auch armen und geringen Menschen Besonders gefährlich, wie bei den armen Jüngern, ist es bei den Erweckten aus den niedrigen Ständen, die, wenn sie hören, in Christo sind alle gleich und kein Unterschied, weder Herr noch Knecht, weder Sklave noch Freier, sondern allzumal Einer, Gal. 3, 28, so beziehen sie das auch auf das Neußere, als wenn in Christo aller Unterschied des Standes, alle Verhältnisse der Herrschaft und Dienerschaft, der Vorsteher und der Untergebenen, der Oberen und Untergeordneten aufhöre, und alle gleiche Rechte, Macht und Gewalt auch im Neußern hätten u.“

Diese Predigten kamen auch nach Chatham Island und trafen eine wunde Stelle in den Herzen der Brüder. Sie

*) 1848 am 17. Sontage nach Trinitatis in einer Predigt über „Kinderfinn und Neigerniß“.

zweifelten nicht daran, daß die Worte in Bezug auf sie gesagt seien.

Darauf schrieben die Brüder im November 1848: *)
„Die Predigt bestärkt uns, daß Sie den Häuptern unserer Mission Vorzüge einräumen wollen. Damit sind wir nicht einverstanden und überdies widersprechen Sie mehreren Stellen in Ihrem Erbauungsbuche.**) (Kolosser 3, 11. Gal. 3, 28. Phil. 1, 1.) Das Christentum hebt alle eigne Macht und Gewalt auf. Es ist unbedingte Gleichheit unter den Christen. — Es kann niemand sagen: „Ich stehe höher als du, du mußt mir gehorchen“, es hat ein jeder seinen Zuchtmeister, den heiligen Geist. Wie der ihn lehrt, so muß er thun und folgen. Wohl giebt es Aemter, aber ein solches Amt erhebt niemand . . . giebt ihm auch keine besonderen Rechte, Macht oder Gewalt, sondern er muß sich in diesem Amte verhalten wie ein Diener und ganz der heiligen Schrift gemäß handeln und wandeln, weicht er davon ab, so ist der geringste Tagelöhner verpflichtet, ihm nicht zu folgen und es ihm frei und offen zu sagen, und nimmt der Beamte solche Warnung nicht an, so beweist der Beamte, daß er ein natürlich herrschsüchtig Welt-herz hat und ist seines Amtes unwürdig und unfähig . . . Rechte Macht hat nicht die Person, sondern das Wort Gottes. Dies stimmt überein mit Ihrem Erbauungsbuche. Matth. 23, 8.

„In Ihrer Predigt reden Sie von den Erweckten aus niederem Stande, als sei Herrschsucht und Hochmut bei den sein Erzogenen und vornehm Gebi'deten nicht so sehr zu befürchten. Wir erkennen das Gegenteil. Denn einem großen Menschen wird es weit schwerer, sich zu bücken, als einem kleinen. Nichts verliert der Mensch schwerer, als sein „Etwas sein wollen“. Dies ist auch das Mißgeschick unserer Mission,

*) Wir geben die nachfolgenden Briefe nur in kleinen Auszügen und mit sprachlichen Besserungen.

*) Welches schon früher herausgegeben war.

die gelehrten und studierten Missionäre wollen angesehen und geehrt sein. Ein Christ aber kennt keinen Rang, Stand, Gewalt oder Rechte als die, die Gottes Wort bestätigt und gesetzt hat, er ehret auch niemals eine Person höher als die andere, er ehrt und achtet die Gnade Gottes hoch in jedem und findet er sie in einem Sklaven, so ist ihm dieser mehr wert, als sein unbegnadeter Herr.

„Die ersten Jünger gelangten zu der Selbsterkenntnis, nicht mehr herrschen zu wollen; sie hielten es für eine Gnade, etwas im Reiche Gottes thun zu dürfen . . . Wer Papst sein will, der beweist bloß, daß er ein Narr ist.

„Geliebter Vater! Wir wünschen nicht, zu Missionar Schatz nach Indien zu gehen oder sonst einem andern unserer Mission. Denn einen auf der Faulbank bedienen, dazu fühlen wir keinen Beruf. Wir sind Geschwister und kennen keinen Unterschied.

„Wenn Sie nun aber einen Bruder haben, d. h. einen Bruder dem Herzen nach, der es nicht so ansieht, daß wir es für eine Gnade halten sollen, wenn er sich soweit herabläßt, daß wir ihn Bruder nennen dürfen, sondern es für eine Gnade hält, daß er sich darf Bruder nennen, so wie wir es untereinander für eine Gnade halten, uns Brüder zu nennen, — zu einem solchen dürfen Sie uns dreist schicken, dahin gehen wir gerne, sind ihm auch gehorsam und folgen ihm usw.

Die Geschwister auf Chatham.“

Vater Gofner war über diesen Brief aufs tiefste erregt und schrieb unter anderem in seiner Antwort: „Wir können uns nicht genug wundern, daß der demokratische, aufrührerische Geist bis zu Euch an den Südpol gedrungen ist, welcher jetzt ganz Europa erfüllt (1848) und in allen Ländern nichts als Unruhe, Zerrüttung und Empörung anrichtet, so daß schon viel Blut geflossen ist und noch viel Blut fließen wird. Die Demokraten lehren nämlich: Das Volk ist frei, hat die Herrschaft, alle Menschen sind gleich und haben gleiche Rechte,

die Könige und Obrigkeiten sind Tyrannen und müssen abgeschafft werden, der Wille des Volkes ist der höchste Wille, nach dem es gehen muß. Und so ist denn in den verschiedensten Ländern Aufruhr und Revolution ausgebrochen. Dieser Geist hat auch Euch dort beschlichen, er ist ein Kind des Hochmuts, des geistlichen Hochmuts, ist Christo und Christi Sinn und Wandel ganz entgegengesetzt . . . Nach Eurem bösen Geiste wären alle Stände aufgehoben, ein teuflischer Irrtum, der zum satanischen Hochmut und zur größten Willkür führt, alle Eintracht und Ordnung aufhebt, weil er das Kind dem Vater, den Untergebenen dem Vorgesetzten, den Unterthan der Obrigkeit, den Schüler dem Lehrer, den Lehrling dem Meister gleichstellt und also allen Gehorsam, Zucht und Frieden aufhebt und sowohl den Staat als die Kirche, und die Familie in ein Tollhaus verwandelt; und alle rasen, und alle herrschen, und keiner will gehorsam sein. Vor Gott, dem Geiste nach, sind wir freilich alle gleich, Sünder, die alle des Ruhmes mangeln. Aber im äußeren Leben und Wandel, Staat und Kirche und Hausstand hat Gott einige höher gestellt, die andern niedriger, da sind Könige, Obrigkeiten, Vorgesetzte, Eltern, Vormünder, Meister, Lehrer, Führer; darum sind die andern nach Gottes Ordnung unterthan . . . Ihr seid auf Abwege geraten, habt auch den Schirrmeister verführt. (Sch. sowie seine Gattin, Schw. Anna, waren wieder auf seiten der Brüder getreten und hatten in demütigen Briefen ihre Verkleinerungsjucht gegen die andern eingeräumt.) Hättet Ihr solchen Sinn früher schon hier verraten, wir würden Euch davon gejagt haben. Euer Geist ist der ärgste demokratische und republikanische Sektengeist.“

Es liegt auf der Hand, daß Vater Gofner unter dem Eindruck des Jahres 1848 stand und die Brüder, die weiter nichts wollten, als ungestört ihr, mit großer Selbständigkeit und schlichter Lauterkeit begonnenes Werk aus eigener Kraft fortsetzen, gänzlich falsch beurteilte. Mit Recht schreibt Bruder

Engst an uns: „Als wir diesen Brief gelesen, wußten wir nicht, was wir daraus machen sollten. Was Vater Gofner in diesem Briefe schreibt, ist auf uns gar nicht anzuwenden. Wir machen niemandem Unruhe, Zerrüttung, Empörung. Unser Haus glich nicht einem Tollhause, wo jeder raset und herrscht, es war eine Friedenshütte, wo Gottes Wort recht gelehrt wird.“

Es ist wohl vermutlich hauptsächlich Engsts Einfluß zuzuschreiben gewesen, daß auch Schirrmeister den Anspruch auf eine führende Stellung aufgab, oder, wie Engst sagt, „seinen Gözen Hochmut vergrub“. Uebrigens war ihm in Haimwaruwaru überdies Talar, Agende 2c. 2c. verbrannt, was er für eine Absetzung durch Gott hielt.

Wir bedauern es, daß es uns nicht möglich ist, die sehr lange aber in jedem Worte packende Antwort der Brüder auf Vater Gofners Schreiben in ihrem ganzen Umfange wiederzugeben. Die Brüder gehen Punkt für Punkt auf Gofners Angriffe ein: „Jeder soll sich bestreben, der niedrigste zu sein. Wer hat denn Obrigkeiten und Vorgesetzte vorgezogen, oder was sind sie? — Diener sind sie in Gottes Haushaltung. Alle diese Diener sind nicht da, sich hoch und groß zu machen, große Einkünfte einzuziehen und eigenmächtig zu herrschen und die Gewissen zu binden und zu verwirren. Sie sagen, Gott habe einige höher gestellt im äußern Leben und Wandel, Staat, Kirche und Hausstand. Wie können Sie Gott so etwas beschuldigen? Er hat keinen Adel eingeführt und noch viel weniger die hochgestellt, denen er Aemter übertragen hat. Gott hat sie als Dienerschaft eingesetzt.“

„Eigentlich will Christus selbst König und das Haupt seiner Gemeinde sein und auch bleiben. Aber wegen der Herzenshärte seines Volkes, Matth. 19, 8, hat Gott es zugelassen, daß sein Volk auch einen äußern König habe, und darum ist ein Christ solcher göttlichen Zulassung gern unterthan und gehorsam. Uebrigens war Saul von geringem Geschlecht

und den David nahm Gott von den Herden weg zum König, und derselbe wandelte demütig, und als die hochnütige Prinzessin Michal, Sauls Tochter, ihn verachtete und erhöhte, wurde er noch demütiger. (2. Sam. 6, 20—23.) Die Welt stellt die Großen hoch, aber während die Welt nach oben führt, führt Gott herunter. Durch ihr demütiges Dienen sollten die Hochgestellten in der Welt die Vorbilder der andern werden. Wenn Sie nun das Umgekehrte predigen, dann werden ihnen freilich die Leute zufallen und sprechen: „Der alte Vater Gofner ist ganz vernünftig geworden.“ Wenn Sie ihnen aber sagten: „Ihr Edelleute und große Herrn, kommt herunter von eurer Anmaßung und seht auf Christum, euer Vorbild, werdet Diener in eurem Berufe.“ Dann würden sie freilich Ihre Predigten gering schätzen und sagen: „Sollen wir weiter nichts davon haben (an Ansehn, Würden, Titeln und hohen Einkünften), da mag die Aemter bekleiden, wer da will.

„Sie würden aber dann Ihre Pflicht thun; so wie Sie es jetzt machen, wollen Sie den Wagen nur ins Dunkle führen. Wenn Sie sich der Welt zu solchem Schanddeckel hergeben und mit ihr heucheln, das mögen Sie thun, — wir thun es nicht und folgen darin weder Ihren Ermahnungen noch Ihrem Beispiele.

„Sie schrieben uns einmal, wir sollten nicht grübeln, sondern kindlich einfältig sein.“ Sie hätten nur gleich schreiben sollen „dumm“ sein. Sie schreiben uns: „Wir haben Euch nur unter der Bedingung ausgesandt, daß Ihr in der reinen Lehre und in Gehorsam fest beharrt gegen Euren Vorstand.“ Warum schreiben Sie nicht: „gegen Gott?“

„Sie wollen uns nicht mehr als Ihre Missionäre anerkennen, uns selber überlassen und uns auch nichts mehr schicken, wenn wir bei unserer Ansicht bleiben. Nun, soviel sollten Sie doch gelernt haben, daß, wenn Sie jemanden verurteilen und verdammen wollen, Sie denselben erst gründlich und unwidersprechlich aus der heiligen Schrift überweisen

müssen. Diesen Weg haben Sie zu gehen. So lange Sie uns aber nicht so verdammen können, sind Sie verpflichtet, uns als Ihre Missionäre anzusehen in der Ordnung, wie Sie uns ausgesandt haben, uns auch eben wie Ihre andern Missionäre nach Kräften zu unterstützen. Uebrigens sei bemerkt, daß, falls Sie uns jetzt etwas schicken wollten, wir es durchaus nicht annehmen würden, bis Sie uns wieder gerechtfertigt haben, denn wie Sie uns jetzt ansehen wollen, wir nichts haben, wir wollen nicht als Schurken und Schelme von Ihrer Gnade leben, sondern wollen von Ihnen entweder gerechtfertigt oder rechtmäßiger Weise verdammt sein. Sie schrieben: „Jedermann, der es hört, ist erstaunt, was unter uns vorgegangen ist; ich darf es natürlicher Weise nicht bekannt machen.“ Wir antworten: „Sie sollen es allerdings bekannt machen!“ — Aber Sie fürchten sich, weil das, was unter uns vorgegangen, göttlich und nicht menschlich ist. Sie wissen es recht gut, daß die Leser „der Biene“ den gesunden Honig der reinen und lauterer Wahrheit ohne Schmuck und Heuchelei nicht mehr mögen, sondern sich nach Lügen und Heuchelei umsehen. Obgleich die Missionsnachrichten sehr schön klingen, so sind sie doch, wenn man sie mit der Bibel zusammenhält und darum prüft, erstaunlich schlecht und stinkend faul.“ —

Im Folgenden wirft Bruder Engst und seine Freunde Vater Gofner vor, daß derselbe einen jungen Norweger deshalb verworfen habe, weil er mit einer kurzen Jacke in Berlin herumgelaufen sei, nicht in einem vorschriftsmäßigen langen Rock. „Für Chatham paßte er wohl, aber anders wo nicht.“ „Hätten Sie ihn uns hergesandt“, schreiben die Brüder, „und wenn es auch viele solche, wie er, mit kurzen Jacken wären, wir schämen uns ihrer nicht, sondern wollen lieber unsere Röcke ausziehen, damit wir sie nicht beschämen. Hätten Sie lauter solche Pflanzen in Ihrer Mission, da würde die Biene bald andern Honig eintragen. Es würde sich aber dann der Honig aus den englischen Pflanzen nicht damit vertragen. Wie wird es aber aussehen, wenn der Herr ein-

mal in den Bienenkorb sehen wird, um Honig zu schneiden? Luk. 13, 6. Da wird es stinken. Er fragt nicht darnach, ob es den Leuten gefällt.

„Das „Ach“ und „Oh“ schreien in den Missions-Nachrichten und wie ihnen vor lauter Segen die Herzen brechen u. s. w., nimmt gar kein Ende, so daß wir es nicht begreifen und uns nicht genug verwundern können, daß Ihnen solche Nachrichten nicht zum Ausspeien ekelhaft zu lesen sind, ja vielmehr, daß Sie dergl. noch drucken lassen und in der Welt verbreiten können.

„Sie beklagen sich über unsere langen Briefe. Da Sie aber hinzusetzen: „Es ist ekelhaft, sie zu lesen“, so haben wir daraus gesehen, daß, obwohl sie lang sind, sie doch nicht lang genug gewesen sind, sonst hätten Sie dieselben verstanden. Daher sind wir noch ausführlicher geworden. Denn wir möchten gerne, daß Ihnen unsere Briefe nicht ekelhaft zu lesen sind, sondern zum Segen gereichen.*)

Die Brüder auf der Chatam Insel“.

(Anmerkungen zu den Briefen von Engsts Hand.) Als uns Gofner ausfandte, hatte er noch kein Komitee geformt für seine Mission, sondern that alles ganz einfach nach seiner Herzensüberzeugung. Als er uns einsegnete, reichte er uns die Bibel und sagte: „Daran habt ihr genug. Wenn ihr diesem Worte nicht trauet, so gehet nicht.“ Das war schön und göttlich und alles, was er thun konnte nach dem Beispiele des Herrn, und anders sollte auch nie ein Komitee handeln in Bezug auf Missionäre.

„Der ewige Grund Gottes verändert sich nicht, sein Wort bleibt ewig, unveränderlich, die Menschen hingegen verändern alles. Was für eine Veränderung hat bei Gofner in den paar Jahren von unserer Aussendung an bis zu unserer Verwerfung stattgefunden! Und warum? Weil er sich an dem

*) Daß nach dem Vorstehenden ein vollständiger Bruch erfolgte, war selbstverständlich.

Werke der Engländer vergafft hat. Was vor Menschen hoch und schön ist, ist vor Gott ein Gräuel. Allerdings ist es schwer zu glauben für die, die nicht sehen, daß die Engländer diejenigen sind, die alle Heiden trunken gemacht haben mit dem Wein ihrer Heuchelei. Wenn sie Gemeinden formen (aus unzeitig und nur äußerlich Getauften), so ist die Frucht davon ein Noahs Geschlecht“.

Schlusswort.

Es sei schließlich noch ein kurzes Wort über das weitere Geschick der deutschen Missionäre zugefügt. Nachdem die Brüder aus der Goknerschen Mission entlassen waren, blieben sie noch eine Zeitlang vereinigt.

Schirmmeister starb vor einigen Jahren in Brisbane in Ostaustralien, nachdem er viele Jahre dort das Amt eines lutherischen Predigers verwaltet hatte. Seine Frau starb etwas später. Die Töchter sind in Australien verheiratet.

Die jüngste der Schwestern, Müllers Frau, heiratete „aus der Mission, nachdem Müller starb“. Sie lebt mit ihrer Familie auf Chatham.

Von Beyer ist nicht bekannt, wann und wo er starb.

Baucke ging nach dem Tode seiner Frau mit seiner Familie nach Neuseeland.

Somit ist der einzige, welcher noch treu am Plage geblieben ist, Bruder J. G. Engst. Ihm zur Seite leben die Nachkommen seines alten früheren Freundes Baucke.

Noch ist eine jugendliche Frische in dem Greise, noch derselbe Humor, dieselbe erstaunliche Bibelfestigkeit, dieselbe unerbittliche Wahrheitsliebe. Der seltene Mensch ist ein Missionär gewesen auf eigne Art, aber auf gute Art. Seiner Beobachtungsgabe verdanken wir manchen Blick in die Kulturentwicklung der Chathaminsel und manche sehr beherzigenswerte Anregung zum Nachdenken über das Wesen der Mission. In ihm paarte sich ein Kindergemüt mit einem scharfen, vernichtenden

Verstande, ein eiserner Wille mit einer aufopfernden Hingebung, und die ihm in der Jugend anerzogene lutherische Orthodorie, ist eine seltene Ehe eingegangen mit dem freurteilenden Geiste, welcher der Gesinnung, der That und dem Leben den Hauptert beimißt. Ebenso vereint sich in ihm eine strenge Askese mit einer andererseits gesunden Praxis. Er will bis ins kleinste ein Bibelchrist sein, und doch erhebt ihn wiederum der heilige Geist, der ihm im Herzen wohnt, über die Buchstabenknechtschaft.

Er will keine Namenchristen, und Schein ist ihm verhaßt. Nur solche Menschen sind für ihn Christen, die streng auf den Wegen des Rechts gehen. Diesen Weg zeigt die Bibel.

Engst ist ein ungeschliffener Juwel, rauh und echt, scharf und von reinem Glanze. In ihm wohnt eine aufrichtige Liebe zu allem Idealen. Er hat gewiß durch sein Wirken und Beispiel mehr ausgerichtet, als viele ordinierte Missionäre, er wirkte durch die Macht seiner Persönlichkeit.



okc.
5039/30

4062

